

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Ein Paar Holzpantöffelchen. Von Ouida. (Fortsetzung.) — Deutsche Seebäder. 2. Die Seebäder von Greifswald. Von Ida von Düringfeld. (Schluß.) — Die Mode. — Gallerie schöner Frauen. III. Gräfin Potoda. Von F. von Hohenhausen (mit Titelbignette und Porträt von P. Gros' Johann). — Ein Fürstenschloßchen. Von Eufemia Gräfin Vallestrem. — Aus Italien. Illustrirte Reisebriefe von Moritz Meurer. II. — Im Sonnenschein. Lied, comp. von Emil Breslau. — Plauderstündchen. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Auflösung des Rebus Seite 228. — Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz.

Ein Paar Holzpantöffelchen.

Von Ouida.

Autorisirte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

„Kann ich Dir etwas helfen, Bébée?“ sagte der schwarze Johann, als er beim ersten Morgenstrahl an Bébée's Gartenthür vorüber ging und sie schon bei der Arbeit fand. Schüchtern stieß er die kleine Thür halb auf und lehnte sich daran.

„Ich weiß es nicht genau. Ich glaube, er ist ein Maler — ein großer Malerprinz, denke ich — so wie Rubes einst in Antwerpen gewesen ist; er wollte Rosen von mir neulich Abend in der Kathedrale.“

„Aber er ging ja mit Dir?“

„Er traf mich auf dem Wege, als ich gestern Abend nach Hause ging — ja.“

„Was bezahlt er Dir denn für Deine Rosen?“

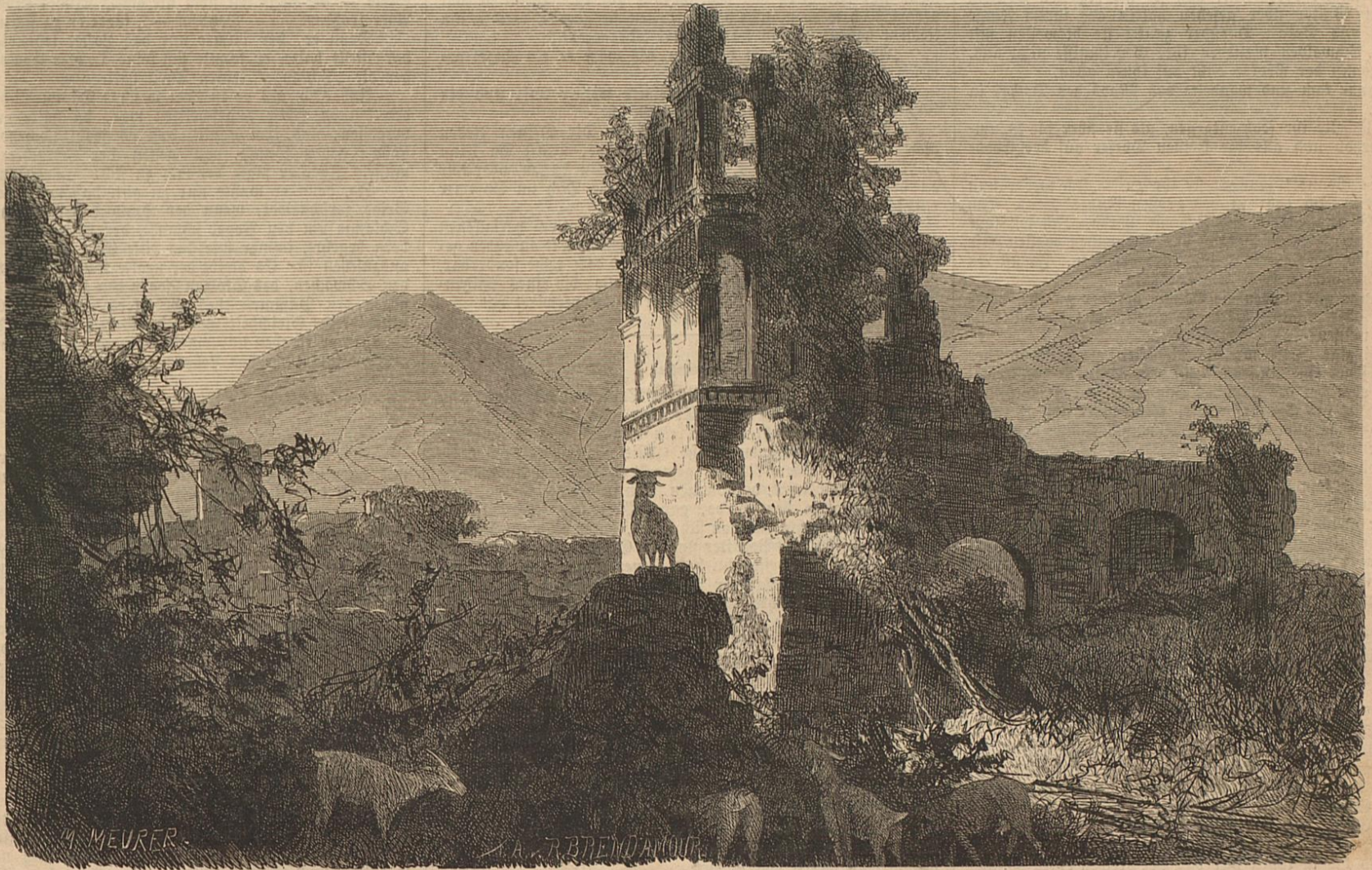
„D er bezahlt gut. Wie geht's denn Deiner Mutter heute, Johann?“

„Du sprichst nicht gern von ihm?“

„Du wirst zu spät in den Wald kommen, Johann,“ rief sie ihm zu. „Es ist doch ein so sehr, sehr weiter Weg hin und zurück. Warum siehst Du nur so brummig aus? Und Du wirst mir den Zaun zerbrechen und die Thür dazu.“

„Ich sehe es nicht gern, wenn Du mit Fremden sprichst,“ sagte Johann, verdrießlich und traurig.

Bébée lachte von ihrer Höhe auf ihn hernieder und blickte in den lichtgrauen, dämmernden Morgenhimmel und auf den thaufeuchten Garten zu ihren Füßen und ließ die Augen mit einem ihr selbst unklaren Gefühl neuen Glückes über die grünen Felder und alle die wohlbekannten Plätze streifen.



Alifa.

(Siehe Seite 241. Diese wie die sämtlichen zu den italienischen Reisebriefen gehörigen Abbildungen sind Originalzeichnungen von Moritz Meurer.)

„Es gibt Nichts zu thun, Johann. Die Blumen brauchen jetzt so wenig Pflege,“ entgegnete die Kleine, indem sie das Köpfchen zu ihm aufhob. Sie war eben daran, die wohlriechenden Wicken an Stäbe aufzubinden, und deshalb tief gebückt.

Der Holzhauer schwieg; er wiegte die halboffene Thür mit seinem nackten Arme hin und her. Es war ein guter, braver, treuer Mensch, braun von Farbe wie eine Kohle, einfach und harmlos wie ein Kind, aber auch eben so unwissend. Zeit seines Lebens war er in den großen Wäldungen von Soignies beschäftigt gewesen, als Kind hatte er das Reisholz gesammelt, als Mann fällte er Holz und brannte Kohlen. „Wer war denn der vornehme Herr, der gestern Abend mit Dir ging, Bébée?“ frug er endlich, nachdem er ihr lange schweigend zugehört hatte.

In Bébée's Augen trat eine unaussprechliche Weichheit, aber sie sah ihn doch dabei offen an.

„Weshalb sollte ich auch mit Dir von ihm sprechen? Du kennst ihn ja nicht.“

„Hast Du ihn wirklich nur erst vor zwei Tagen gesehen, Bébée?“

„D Johann, habe ich je eine Lüge gesagt? So hättest Du nie zu einer von Deinen kleinen Schwestern gesprochen.“ Der Holzhauer schwang das Gartenthürchen heftig hin und her.

Bébée beachtete ihn nicht, sie schnitt ihre Blumen, füllte ihre Körbe, that all ihre gewohnte Arbeit, lehnte dann eine Leiter an die Hütte und kletterte auf das niedere Dach, um nach Eiern zu suchen, denn die Hühner haben oft ganz besondere Vorliebe für solche moosige Verstecke. Sie fand auch zwei Eier, die sie für Nummie bestimmte, und als sie sich umschaute von der Ecke des Daches, auf die sie sich gesetzt hatte, mit einem Fächchen schon auf der obersten Sprosse der Leiter, da sah sie den Johann noch immer an ihrer Gartenthür stehen.

„Ach, Johann, was schwagest Du für Unsinn! Als ob ich nicht jeden Sommer mit Tausenden von Fremden sprechen müßte; als ob ich je eine Blume verkaufen könnte, wenn ich das nicht thäte! Du bist in schlechter Laune heut' Morgen — das ist's.“

„Weißt Du, wie der Herr heißt?“ sagte Johann plötzlich. Bébée fühlte eine heiße Gluth in ihre Wangen steigen, als hätte die Mittagssonne sie berührt. Sie meinte, das käme von dem Verdruß über Johann's Neugier.

„Nein! Und was würde uns das nützen, wenn wir es wüßten? Ich kann nicht alle Leute, die meine Rosen kaufen, um ihren Namen fragen.“

„Ach, wenn es nur wegen der Rosen wäre!“ — Der kleine Garten lag zwischen den Beiden, und so entgingen Bébée die letzten traurig gemurmelten Worte. Sie sah noch in träumerischer Glückseligkeit auf dem Dache und sog die Schönheit des erwachenden Tages von Erde und Him-

mel mit Entzücken ein. Sie war ja so glücklich — warum sollte es nicht Alles mit ihr sein?

„Du bist schlechter Laune, Johann, so ist's,“ sagte sie nach einer Weile. „Aber Du solltest es nicht sein, denn Du bist stark, groß und gut. Geh' hinein und hole mir meine Schüssel mit Milch und Brod und reiche sie mir hier herauf. Es ist so hübsch hier oben. Gerade so, als säß' ich auf dem Apfelbaume dort.“

Johann ging gehorsam in die Hütte, reichte ihr das Frühstück hinauf und sah mit schenen Augen wie anbetend zu ihr empor. Aber es lag ein Schatten auf seinem ehrlichen Gesicht, und er seufzte tief, als er seine Art nahm und sich abwandte; er durfte nicht länger zaudern, denn er war die einzige Stütze seiner Mutter und Schwestern; vernachlässigte er sein Tagewerk im Walde, so mußten die Seinigen zu Hause verhungern.

„Wirst Du den fremden Herrn wiedersehen?“ frug er noch. „Ja!“ entgegnete sie mit freudestrahlenden Augen; denn sie dachte nicht an Johann, als sie so sprach. „Du mußt aber nun gehen, Johann, hörst Du? Du kommst schon so spät. Morgen will ich Deine Mutter besuchen. Und sei nicht so brummig, Du lieber, alter Johann! Das Leben ist kurz, wir dürfen es nicht noch kürzer machen durch böse Launen, so sagt der gute Vater Franz, und er hat Recht!“

Nachdem Bébée so ihr bischen Weisheit ausgekratzt hatte, brockte sie ihr Brod in die Milch und schmaute lustig; sie ließ den frischen Morgenwind um ihr rosiges Gesicht streichen, warf Brosämlein den jauchzenden Schwalben zu, sah, wie die Rosenknochen ringsum nickten und winkten, und fühlte tief im innersten Herzen, wie schön doch das Leben sei.

Johann schaute noch einmal zu ihr auf, dann schritt er langsam und traurig fort, an dem duftenden Lavendelbusch und an den knospenden Lilien vorüber.

„Du wirst nur an den Fremden denken, Bébée, nie wieder an uns — nie — nie wieder,“ sagte er im Gehen, öffnete die kleine Gartenthür und ging hinaus in die graue Dämmerung und Stille der einsamen Landstraße. Es war wohl thöricht, so zu sprechen; aber wann war ein Liebender je weise?

Bébée aber achtete gar nicht darauf; sie verstand weder sich selbst, noch ihn; sie wußte nur, daß sie glücklich war, und wenn man das weiß, dann mag man Nichts weiter wissen.

Sie sah auf dem Dachstuhl und aß ihr Brod und Milch in der klaren, grauen Morgenluft, die Schwälchen schossen fröhlich über ihrem Köpfchen hinweg, hin und wieder raste eine oder zwei auf der Schüssel mit dem großen Holzlöffel; sie kannte ja das Kind durch alle sechzehn Sommer hindurch und waren seine treuen Spielgefährten gewesen. Aber es hatte Bébée immer verdrossen, daß sie nie erzählen wollten, was sie den Winter über gesehen hatten auf ihrem Fluge über Berge und Seen. Darüber zankte sie bisweilen mit ihnen. Die Schwalben plaudern ihre Geheimnisse nicht aus. Der Zauberband der Proke ruht auf ihnen allen.

Die Sonne kam und wandelte das Moos des Daches in lauter Gold.

Bébée lächelte ihr froh entgegen, als sie über die Baumgipfel sich erhob und alle die kleinen Dörfer auf der Ebene verklärte.

„O liebe Sonne!“ jauchzte sie ihr zu. „Ich werde nun klüger werden. Ich gehe in des großen Rubes' Land. Ich werde von Vergangenheit und Zukunft hören. Ich soll lachen, was die Dichter sagen. Die Schwalben wollen mir Nichts erzählen, aber nun soll ich Alles erfahren. Freust Du Dich nicht mit mir, o liebe Sonne?“

Die Sonne guckte über die Bäume herüber zu ihr, hörte Alles, sagte aber Nichts. Hätte sie geantwortet, so hätte sie wohl sagen müssen:

„Die einzige Zeit, wo die Menschenseele glücklich oder weise ist, ist jener Augenblick, in dem es, bei meinem eigenen Strahl oder bei des Mondes Schimmer, der Seele dünkt, als fasse er in sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Anfang und Ende aller Dinge. Das wußte Faust; das wirst auch Du lernen.“

Aber die Sonne schien und sagte Nichts. Sie sieht die Dinge, wie sie kommen und gehen, reifen und fallen. Sie kann es erwarten. Sie weiß das Ende. Es bleibt sich immer, immer gleich. Sie lockt die Frucht hervor aus der rosigen Pfirsichblüthe und rundet sie und färbt sie mit Roth und Gold; aber die Sonne weiß auch, daß die Pfirsich fallen muß, sei es in ein Körbchen, um von Fürsten genossen zu werden, oder auf den Rasen zur Speise der Ameisen. Was liegt daran, wie das Ende ist? Die Sonne ist kein Cyniker; sie ist nur weise, weil sie Leben und Tod, Schöpfer und Zerstörer aller Dinge ist.

8. Kapitel.

Aber Bébée, welche in der Sonne nur das Signal für die tägliche Arbeit sah, das leuchtende Antlitz der Welt, den Blumenfreund, den Ernteseiger der Armen, den Gespielen der Vögel und Schmetterlinge, das gütige Licht, welches die erwachenden Vögel und das Glockenläuten froh begrüßen — Bébée fürchtete sich nicht vor ihr. Sie lächelte den Strahlen entgegen und las in ihnen nur das Versprechen eines wolkenlosen Nachmittags, als sie die letzten Krümchen den Schwalben hinwarf und schlief vom Dache niederstieg. Es gab noch viel zu thun, sie mußte erst den Brodteig auswirken, den Mutter Krebs für sie backen wollte, bis es Zeit wurde, die Blumen zu schneiden und in die Stadt zu gehen.

Als die Brode fertig waren, und sie schnell damit in die Mühle und wieder zurückgelaufen war, zog sie sich sorgfältiger, als gewöhnlich an und lief sogar an das klare Brunnlein, um in seinem Wasserpiegel ihr Gesicht zu beschauen — einen andern Spiegel kannte sie nicht.

Sie war es ja gewohnt, daß man sie reizend fand; aber niemals hatte sie noch darüber nachgedacht, bis heute. Die Leute liebten sie, und sie hatte stets geglaubt, das sei nur eine Neußerung des Wohlwollens ebenso wie „Gott behüte Dich“. Heute aber —

„Er sagte, ich sei wie eine Blume,“ dachte sie bei sich und lehnte sich über den Brunnen. Sie wußte nicht ganz klar, was er damit gemeint hatte, aber bei der Erinnerung an diese Worte flatterte ihr kleines Herz wie ein Vögelchen in dichtem Laube.

Sie weilte volle zehn Minuten vor dem Brunnen und schaute in die silberne Tiefe, aus der ihr die eigenen Augen, blau wie die Iris, entgegen lächelten. Dann ging sie zu dem verfallenen Madonnenbild in der Gartenmauer und warf sich vor ihm auf die Kniee. „Siehe, heilige Mutter Gottes, ich danke Dir, daß Du mich so gemacht hast, daß man mich gern ansieht,“ sagte sie weich. „Erhalte mich so, wie Du die Blumen erhältst, und laß mein Antlitz schön werden zur Freude Anderer, weil das die größte Freude ist, Andere zu erfreuen. Ach, liebe Mutter, ich sage das in so schlichten Worten, und es mag klingen wie böse Eitelkeit, gewiß. Aber ich weiß, Du wirst mir nicht zürnen, nicht wahr? Und ich will mir auch solche Mühe geben, klug und verständig zu werden.“

Dann stützte sie ein oder zwei Ave Maria, damit auch aller Form genügt würde, stand auf und lief mit ihren Blumenkörbchen fröhlich die Straße hinab. Der Thau beneigte ihre kleinen nackten Füße, sie aber sang ein stämmiges Liedchen ungekünstelt aus voller seliger Herzenslust heraus, so wie die Vögel singen in den blühenden Apfelbäumen.

Sie bekam das Geld für die abgelieferten Muster für Annemie und trug neue Arbeit und die frischen Eier hinauf in die Dachkammer der Alten.

„Ich möchte wohl wissen, was er eigentlich mit dem ‚Hundeherz‘ meinte,“ dachte sie, als sie die alte Frau verließ, die, bei der Dackel sitzend, ihre Muster mit allem Ernst, als verdiente sie damit wirklich ihr Brod, ausstach und nur dann und wann wieder einen Blick auf den Mastenwald warf und nach dem Bunde Flachs auspäpste, der ihr die Heimkehr des vor sechzig Jahren ihr entrissenen Geliebten verkündigen sollte.

„Was ist wohl ein ‚Hundeherz‘?“ dachte das Kind. Sie hatte einen Hund gekannt, der die schwersten Lasten geduldig getragen, die heftigsten Schläge und Stöße seines rohen Herrn still hingenommen, ja ihn noch die Hände dafür geleckt hatte, und als der harte Gebieter gestorben war, da legte das treue Thier sich auf sein Grab, verweigerte jede Nahrung und starb dort, obgleich es nur die Erinnerung an schlimme Schläge haben und es sonst kein Band, als nur Schmerz und Kummer an den Todten fesseln konnte. War das vielleicht das Herz, das er meinte?

„War Annemie's Mann wirklich so gut gegen sie?“ frug Bébée eine alte Bekannte, die sie auf der Treppe traf.

Die alte Frau hielt inne, als müsse sie sich erst mühsam mit Milch auf die steile Stufe und sagte endlich:

„Na nun; nicht daß ich wüßte. Er hatte sie wohl lieb — sehr lieb; aber er war ein Dickkopf und haute sie tüchtig, wenn er es satt hatte, auf dem Lande zu sein. Aber eine Frau darf das nicht so hoch aufnehmen, weißt Du, Kind, wenn nur das Herz von dem Manne gut ist. Wenn sie mal verdrießlich werden, nun da bearbeiten sie gerade, was sie am liebsten haben; das ist nun einmal Männerart.“

„Aber sie spricht ja von ihm, als wäre er ein Engel gewesen!“ sagte Bébée erstaunt.

Die alte Frau nahm ihren Eimer wieder auf, und ein Lächeln flog über ihr verwitwetes Gesicht.

„Ach, mein Kind, wenn der Frost Dir Deinen lieben Rosenstock tödtet mit Wurzel und Knospe, denkst Du dann wohl noch an die Dornen, die Dich bisweilen stachen, oder nur an die schönen süß duftenden Blüthen, die Dich im Sommer entzückten?“

Bébée schritt gedankenvoll aus dem alten verfallenen Hause am Rai und dann auf den sonnigen Markt an ihren gewohnten Platz. Das Leben erschien ihr doch recht sonderbar, und seine Fäden oft so verwickelt, wie etwa die eines Spinnwebes, welches eine böse Fee über Nacht verwirrt hat.

9. Kapitel.

Bébée's Fremdling aus Rubes' Land war ein berühmter Mann in gewissen Kreisen. Er war sehr jung berühmt geworden, und vielleicht ist das ein Unglück. Es hemmt das Wachstum der geistigen Größe. Mit zwanzig Jahren hatte er sich schon einen Namen gemacht durch die Ausstellung eines Bildes, welches vollkommen schön in der Zeichnung, aber schwindförmig in der Farbe, ganz Paris zu seinen Füßen brachte. Er machte viel von sich reden, da er auch als Dichter, als Schauspieler, als Politiker und als Gesellschafter überall den Preis erlang. Indessen blieb er seiner ersten Liebe, der Malerei, getreu. Er besaß ein wirklich bedeutendes Talent, und Jahr für Jahr brachte neue Proben seiner Meisterhand. Die Tadler fanden, seine Bilder hätten keine Seele. Sie mochten Recht haben; wie wäre das auch möglich gewesen? Er malte nur das seelenlose Laster, er sah ja nicht viel Anderes um sich her. Seine Kühnheit hatte ihn in einige politische Wirren verwickelt. Er schrieb ein witziges Pamphlet, welches da verwundete, wo es gefährlich war, hin zu zielen. Er lagte und verließ die Stadt und kam eines sonnigen Abends in den grünen Ardennenwald. Sein bekannter Name, hinreichende Mittel sicherten ihm seine Existenz, und eine lange Verbannung brauchte er nicht zu fürchten. Indessen wollte er sich Ary Scheffer's „Gretchen“ einmal ansehen.

Der „König von Thule“ ist weit bedeutender, aber die Leute sprechen doch am meisten von dem „Gretchen“. Er kannte noch keines von Beiden.

Er durchreiste behaglich die einförmigen Ebenen, während der grüne Weizen furchhoch stand, und die Ofterglocken die Kirmeß in den alten reinlichen Dörfern einläuteten. Es lag für ihn ein eigener Zauber in diesem stämmigen Leben, das ihm hier entgegentrat; etwas so Neues, so Harmloses, Mittelalterliches fand er in Allem, was er sah, daß es auf seine rastlose Phantasie wohlthuend, beruhigend einwirkte. Er war allzeit in dem reißenden Strom der Welt geschwommen, das behagliche Dahinrollen wie auf dem dunkeln, träge fließenden Kanal hatte einen gewissen Reiz für den Blasirten.

Eine Zeit lang blieb er in Antwerpen. Die Stadt ist häßlich und schön, halb voll von Balken und Barren, Risten und Tonnen, Kauf und Verkauf, Gewinn und Verlust; aber im innersten Herzen da finden sich köstlich gemalte Blätter wie auf Pergament gemalt, ganz in Gold und Farben, und Mönchsgeschichten und Heldensagen, die nur zu einer Zeit ausgeführt werden konnten, als die Kunst zugleich auch Religion war.

Er hatte sich bald in eine wahre Schwärmerei für Rubens hineingehaut, den er früher gering geschätzt hatte, weil — er ihn nicht kannte (denn wer nicht in Antwerpen selbst

die Werke des Meisters studirt, der darf nicht sagen, daß er Rubens kennt und versteht, eben so wenig als wir uns den Murillo aus Sevilla, den Raphael aus Rom wegdenken können), und er gab sich redlich Mühe, in sorglichem, zartem, fast liebevollem Studium das „Gretchen“ von Scheffer, den er verehrte, lieb zu gewinnen; aber vergebens. „Es ist und bleibt nur ein Bauermädchen; es ist kein Gedicht,“ sagte er zu sich; „ich selbst will ein Gretchen für die Ausstellung nächstes Jahr malen.“

Aber es war keine leichte Arbeit für ihn, sich ein Gretchen zu denken. Alle seine Bilder stellten nur Phryne vor — ein Geschöpf, das jede Secunde toll auslebt, aber einmal todt, auch nie wieder leben kann. Ach, Phryne hat gar manchen Maler der heutigen Schule für sich allein gewonnen, eben so viele wohl wie die heilige Katharina und Cäcilia in der Zeit der Renaissance, und Bébée's Freund war einer der berühmtesten unter ihnen.

Wie hätte der nun wohl ein Gretchen malen können, was selbst der tugendreine Scheffer verfehte? Nein — und wenn er auch, wie die Künstlermönche der alten Zeit, seinen Pinsel die ganze Fastenzeit hindurch in heiligem Wasser getaucht hätte. Und an die Macht des heiligen Wassers glaubte er ja nicht.

Eines Abends, nachdem er Antwerpen verlassen hatte, wo die unzähligen Glocken noch immer über das Grab der todtten Kunst Klage läuten, lehnte er an dem Fenster des Palastes, den ihm ein abwesender Freund in Brüssel überlassen hatte. Es war in der Straße, die man nach Maria von Burgund genannt hat; ein altes Gebäude, ausgeziert mit jener feierlichen spanischen Pracht, der man dort so oft begegnet.

Als er so nachlässig sinnend lehnte und überlegte, ob er es wohl ein Weibchen hier aushalten und ruhig in der düstern Straße malen könne, umgeben von den Schatten eines Memling und Maes und Otto Veneris und Philipp von Champaigne, oder ob er nach dem Orient gehen, neue Typen suchen und unter dem gluthrothen ägyptischen Himmel liegen und eine wahre wirkliche Cleopatra schaffen sollte — eine junge Cleopatra, wie sie noch Keiner gemalt, bis über die zarten Füße in Rosen, noch glühend von Cäsar's Küssen — als er so lehnte und dachte, da sah er ein junges Bauermädchen vorübergehen, mit weißen, kleinen Füßen in groben Holzschuhen, und mit einem Gesichte, welches die reine, himmlische Klarheit einer Blume hatte.

„Das ist mein Gretchen,“ rief es in ihm, er ging hinunter und folgte ihr in die Kathedrale. Wann es ihm gelänge, das festzuhalten, was in ihrem Gesichte lag, dann würde ihm gelingen, was Scheffer mißglückte. Und später, als er mit ihr in der grünen Allee ging, überlegte er bei sich: „Allerdings ist es das Gesicht Gretchen's, aber nicht die Seele — die Lüge hat noch nie dieses Kindes Lippen berührt. Aber trotzdem — trotzdem —“, sagte er zu sich und lächelte.

Denn er, der immer nur das Laster lebendig oder todt dargestellt hatte, er konnte sich keine Tochter Eva's denken, an der die „Schlange“ keinen Theil hätte.

Und doch, als er in dem weichen Dämmerlicht neben ihr der kleinen Hütte zugeschlitten war, da hatte er das Alles vergessen, und ihm ahnte, daß es wohl noch weibliche Geschöpfe geben könnte, von denen der Versuch fernbleiben müsse. Aber er sagte dennoch zu sich: „Troßdem —“

Ja, denn er wußte nur zu gut, daß wenn der Stahl die Seide zerschneidet, wenn der Hund das Rebhuhn jagt, die Schlange um den Bogen schleicht, der König nach dem Weinberg begehrt, immer nur das eine Ende zu allen Zeiten voranzusehen ist. Es bleibt der uralte Kampf des Starken gegen den Schwachen, des Stolzen gegen den Zaghaften, des Klugen gegen den Dummen, des Gebieters gegen den Sklaven; es besteht keine Gleichheit und keine Gerechtigkeit in dem Kampfe — aber er ist eben unvermeidlich, und der Ausgang steht verzeichnet im Buche des Lebens.

10. Kapitel.

Am nächsten Tage trug Bébée das ihr versprochene Buch mit heimlichem Entzücken in ihrem leeren Blumenkörbchen unter Weinblättern verborgen nach Hause, und obgleich sie ihren neuen Freund nur kurze Zeit gesehen und gesprochen hatte, so war sie doch glücklich. Die goldenen Thore des Wissens hatten sich ihr eben geöffnet; sie sah aus weiter Ferne einen Schein der Herrlichkeit der hesperischen Gefilde, von dem Drachen, der sie bewacht, wußte sie nichts, und war ohne alle Furcht.

„Darf ich wohl Ihren Namen wissen?“ hatte sie ihn nachdenklich gefragt, als sie ihm die Moosrosenknope gegeben und dafür ihr Buch in Empfang genommen hatte.

„Die Leute nennen mich Flamen.“

„Heißen Sie so?“

„Ja, in der Welt. Du mußt mich aber Victor nennen, wie es die anderen Frauen thun. Weshalb willst Du meinen Namen wissen?“

„Johann frug mich danach.“

„O, Johann wollte es wissen, wie?“

„Ja, aber auch ich,“ sagte Bébée, und ihre Augen wurden so sanft und ernst, und die fröhliche Stimme flüsterte nur, „denn wenn ich für Sie beten will, was doch natürlich ist, wie könnte ich es denn unserer lieben Frau begreiflich machen, wen ich meinte? Die Blumen kennen Sie schon ohne jeden Namen, aber sie kann das doch nicht, denn wo so Viele zu ihr stehen, da könnte sie Einen vergessen, und sie muß ja die ganze Welt anhören.“

Er hatte sie mit einem seltsamen Blicke angesehen, als er ihr Liebewohl gesagt, und ließ sie an dem Abend allein nach Hause gehen.

Ihre Arbeit war schnell beendet, und im klaren Lichte des Mondes sah sie, ihr Buch auf dem Schoße, vor ihrer Hütthüre und vertiefte sich in ihre neue Glückseligkeit.

Die Kinder waren gekommen, hatten sie am Röckchen gezupft und gebeten, sie möchte doch mit ihnen spielen. Aber Bébée hatte ihren Kopf geschüttelt.

„Ich muß jetzt lernen, um klug zu werden, Ihr Lieben,“ sagte sie zu ihnen; „ich habe nun keine Zeit zum Tanzen und Spielen.“

„Aber die klugen Leute sind nicht mehr lustig, Bébée,“ sagte Franz, der älteste Junge.

„Vielleicht nicht,“ sagte Bébée; „man kann aber auch nicht Alles sein, weißt Du, Franz.“

„Aber möchtest Du denn nicht lieber lustig sein, als irgend etwas Anderes?“

„Es gibt doch noch was Besseres, Franz. Noch weiß ich's nicht gewiß, mich verlangt aber danach, und wenn ich's weiß, dann will ich es Dir sagen.“

„Wer hat Dir das nur in den Kopf gesetzt, Bébé?“

„Die Engel in der Kathedrale,“ sagte sie, und die Kinder erschrakten und ließen sie allein und spielten ihr „Blindekuch“ ohne sie auf dem Rasen an dem Schwanenweiher.

„Und wenn es ihr auch die Engel gesagt haben,“ sagte Franz zu seinen Schwestern, „ich begreife nicht, was es ihr nützen soll, klug zu werden, wenn sie sich nun nichts mehr aus Pfefferkuchen und Johannisäpfeln macht.“

Das Buch, welches Bébé jetzt im Scheine des Mondlichtes mit glühenden Wangen zu lesen versuchte, war die liebliche Erzählung von Paul und Virginie; es war eine Prachtausgabe mit vielen schönen Bildern fast auf jeder Seite. Wohl war es eine gewaltige Aufgabe, und es wurde ihr anfangs sehr schwer zu lesen, aber die Bilder lockten und unterstützten sie, bis sie sich endlich athemlos in den Reiz der Geschichte vertiefte. Viele Worte waren ihr unbekannt, manche Stellen blieben ihr gänzlich unverständlich; sie war ja so unwissend und hatte keine Hilfe, als ihre eigene lebhaft Phantasie.

Aber obgleich sie noch bei jedem Schritte stolperte, wie ein lahmtes Kind auf einem blumigen Hügelglande, so war sie doch so glücklich, wie eben das Kind es auch gewesen sein würde, wegen der süßen wunderbaren Luft, von der sie sich umweht fühlte, und der Blumen, die sie sammeln und in die Hand nehmen konnte, die so selten, so wundervoll und ihr doch wieder so innig bekannt erschienen, als wären es wirkliche Blüten. Die Finger tief in die goldne Lockenfülle begraben, das Buch auf den Knien, während das weiße Mondlicht hell auf die Blätter fiel, so saß Bébé wie verzaubert Stunde auf Stunde da; die lauten Stimmen der spielenden Kinder waren verstummt, die schwachen Älten vor den Thüren hatten sich zur Ruhe begeben; nur dann und wann schritt noch Jemand vorbei und rief ihr eine „Gute Nacht“ zu; eine Hüttenthür nach der andern schloß sich zu, wie die weiß und roten Kelche der Winden in den Hecken.

Bébé aber rührte sich nicht, sie hörte gar nichts; sie war selbst taub für die klagende Stimme der Nachtigall in den Weidenbüschen, wie sie so dazwischen in dem dunklen Pförtchen, wo die Epheuranken weich und träumerisch schwanken, und der feuchtglänzende Garten vor ihr im Schweigen lag.

Ein schwerer Fußtritt kam des Weges entlang. Eine Stimme rief ihr zu:

„Was machst Du denn noch so spät, Bébé? Es ist gerade Mitternacht.“

Sie fuhr zusammen, als hätte sie etwas Böses gethan, streckte die Arme aus und schaute mit geblendeten, verwunderten Augen ringsum, wie Jemand, der unsanft aus süßem Schlummer geweckt worden ist.

„Was machst Du denn so spät?“ frug Johann; er kam immer erst so spät nach Hause, der brave Sohn und Bruder, der sich selten eine Nacht Ruhe gönnte und stets dachte, daß er nur seine Pflicht thue, weiter nichts, wenn er die langen, beschwerlichen Wege hin und her von Soignies nach Laeken machte.

Bébé schloß ihr Buch und lächelte ihn mit träumerischen Augen an, aber sie sah ihn nicht.

„Ich las — und Johann, er heißt Flamen für alle Welt — aber ich soll ihn Victor nennen.“

„Was geht mich sein Name an?“

„Du hast mich heut' Morgen danach gefragt.“

„Desto dünner von mir. Weshalb ließt Du? Lesen ist nichts für uns arme Leute.“

Bébé blickte lächelnd auf zu dem Silbermond, der ruhig über die Wälder segelte. Sie war noch nicht völlig aus ihrem Traume erwacht. Sie hörte kaum seine Worte.

„Du bist nur ein kleines Bauernmädchen,“ sagte Johann rauh, als er vor der Gartenthür stehen blieb. „Du hast an Nichts zu denken, als wie Du Dir redlich Dein Brod verdienst. Niemand ist da, der Dich vor Hunger bewahren kann. Wie wird das dann werden, wenn die Raupen Deine Rosen zernagen, und die Schnecken die Nelken verderben, die Hühner sterben, Deine Spizen falsch gewebt sind, weil Dir der Kopf von den Büchern verdreht worden ist, und Du für jedes einfache Vergnügen sowie für ehrliche Arbeit verdorben bist?“

Sie sah noch immer in den Mond, der niederhangende Ephe berührte ihr goldenes Haar.

„Du bist wieder verblödet, lieber Johann. Gute Nacht!“

Einem Augenblick später war das kleine wacklige Pförtchen geschlossen, der Kiesel vorgeschoben, und Johann stand draußen in der kühlen Sommernacht allein und erkannte, wie albern ihn wieder sein Jörn gemacht hatte.

Noch ein Weichen blieb er an der Gartenthür gelehnt; dann schritt er so leise, als es seine Holzschuhe nur zuließen, nach dem kleinen Häuschen. Er klopfte sanft an ihren Fensterrahmen.

„Bébé, Bébé, höre mich. Ich war ungezogen, ich weiß es. Ich habe ja gar kein Recht dazu, so mit Dir zu sprechen. Mir thut's so leid. Willst Du mir wieder gut sein? Wollen wir wieder gute Freunde werden?“

Sie öffnete den Laden ein klein wenig, so daß er ihr hübsches Mündchen sich bewegen sehen konnte.

„D, Johann, was ist denn da weiter? Ja, wir sind gute Freunde, wir waren's ja immer, aber Du verstehst mich nur nicht. Gute Nacht!“

Er schritt mit schwerem Herzen und langsam nach Hause. Ihm wäre es lieber gewesen, sie hätte ihn gezürrt.

Bébé aber ließ die Kleider von den rosigen, runden Schultern gleiten, stoch die Lockenfülle des goldenen Haares zusammen, küßte das geliebte Buch, legte es unter ihr Kopfkissen und schlief ein mit einem seligen Lächeln auf dem Gesichte. Nur ihre Finger bewegten sich im Schlafe, als ob sie den Rosenkranz betete, und ihre Lippen murmelten:

„D, liebe, heilige Mutter, Du hast an so Viele zu denken, ja, ich weiß es, an alle die Armen und an alle kleinen Kinder. Aber behüte Jhn; er heißt Flamen, und wohnt in der Straße Maria von Burgund; Du kannst ihn nicht verlassen; und wenn Du ihn immer beschützen willst und darauf achten, daß die lieben Engel ihn nie verlassen, dann spende ich Dir meine große Cactusblüthe — meine einzige — beim Rosenfeste dieses Jahr. O liebe Mutter, o vergiß das nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Seebäder.

2. Die Seebäder von Greifswald.

Von Ida von Düringsfeld.

(Schluß.)

Denselben friedlich gelassenen Charakter zeigte der Strand, wo wir, bei günstigem Wetter, oft auch bei recht rauhem, jeden Morgen einige Stunden lang das Gemisch von Seeausdünstung und Laubbust einathmeten, welches die Luft von Eldena ausmacht. Ein Pavillon mit einer schweizerartigen Vorhalle war landwärts von der Fahrstraße in eine Pflanzung von Ahorn, Birken und Buchen hineingebaut; dort saßen wir. Der Pavillon selbst war geschlossen und wurde nicht früher geöffnet, als bis zur Badestunde der Männer, denen er als Restauration diente; jedoch die Vorhalle gewährte hinlänglich Schutz; man hatte für den Fall von Regen doch ein Dach über dem Kopfe und außerdem zwei Bänke. Hätte man hier noch Frühstücken können, so wäre gar Nichts zu wünschen übrig geblieben, aber weder für Geld, noch für gute Worte konnte man vor elf Uhr selbst nur eine trockene Brodrinde bekommen. Die Frauen mußten als überirdische Wesen angesehen werden, die sich nicht zu nähern und zu stärken brauchten, genug, für sie war Nichts da und für uns ebenfalls Nichts.

Trotz dieser Ungastlichkeit indessen war der Pavillon, unsern Balkon ausgenommen, der reizendste Platz in ganz Eldena. Die große, frischgrüne Wiese vor ihm ging bis zum Strande. Eine lange, lange Brücke von etwas elastischer Beschaffenheit führte durch das weithin flache Wasser hinüber zu der Badeanstalt. Bisweilen drängte der Südwind das Wasser ganz vom Strande fort, und erst der Nordwind brachte es zurück. Dann, wenn es so recht blau, hoch und frisch war, kamen wohl die Gänjeschaaren des Amtes an, um zugleich mit den Frauen zu baden. Nach endlosen Schnatterberathungen über das Ob, Wie und Wo wuschelten sie, Rote auf Rote, gewöhnlich alle von derselben Stelle aus, über die Seegräser hinein, schnatterten von neuem, wenn sie den Grund zu verlieren begannen, schwammen in weißen Massen dorthin und dahin, entlang die Brücke, zwischen den Pfählen durch, und schlugen zuletzt als Finale schimmernd und plätschernd mit den Flügeln. Gemäßigter, ich möchte sagen civilisirter, grunzten die glatten Schweine, die täglich in großer Herde vorbeigetrieben wurden, uns ihren Gutenmorgen zu. Die Schafe, welche natürlich auch nicht fehlten, dachten wie immer und überall, nur aus Abrupfen und erwiesen sich als höchst undisciplinirt, wenn es sich darum handelte, über eine kleine Brücke zur Rechten weiter zu ziehen. Ebenfalls über die Brücke, nur den Heerden entgegen, kamen oft hochgeladene Heu- und Erntewagen. Wo der Segen der See aufhörte, fing der des Landes an; keine wüsten Dünen, keine feindlichen Klippen trennten hier Fischfang und Ackerbau; Meer und Erde kamen nie in Streit; denn selbst, wenn der Bodden einmal verdrießlich war und Wellen warf, branden konnte er mit dem besten Willen nicht an seinen weichen Wiesenfern, höchstens ein Gewinde von Schaum um sie her legen. Der Strand von Eldena war ausschließlich idyllisch und dadurch so geeignet zum Ausruhen für geistig und körperlich Ermüdete.

Auch in landschaftlicher Hinsicht war er, obwohl ohne eigentliche Schönheit, doch von großer Lieblichkeit, besonders an den klaren Tagen, wo man links über Wied und der dunkelblauen Fluthlinie des Greifswalder Bodden ganz deutlich die weißen Häuser von Putbus sah und dem lang hingestreckten Rücken in seinen Hügelumriffen folgen konnte, bis die östliche Spitze unserer kleineren Bucht, der Sand- und Waldstrand von Ludwigsburg dazwischen trat. Von hier an zog das Ufer, bald waldig, bald frei, sich in reiner Halbrundung bis zu unserm Badestrand und von diesem an bis zum Hyl, auf dessen linker Seite Wied die andere Spitze bildete und mit seinem Hafen, seinem Molo und den Masten oder Segeln seiner Fischerboote das maritime Element in dem sonst völlig landschaftlichen Rundgemälde vertrat.

Unmittelbar hinter dem Strandgehölze lag der weitläufige Wirtschaftshof des Amtes, wo nach moderner Art statt der Menschen die Maschinen arbeiteten. Hatte man ihn durchwandert, so gelangte man durch ein niedriges Gitterpförtchen in den Park, d. h. in die Baumanlagen, mit welcher vor einigen dreißig Jahren die Ruinen der Abtei umgeben worden sind.

An diese Ruinen schließt sich die Geschichte von Eldena, ja, man darf sagen, daß sie eigentlich nur in ihnen besteht. Und in der Geschichte von Eldena liegt die der ganzen Gegend, Greifswald nicht ausgenommen. Die stotte Universitäts- und Handelsstadt, welche sich jetzt das Ansehen gibt, Eldena huldvoll zu protegiren, kam viel später zur Welt, als das Dorf am Hain und verdankte auch dann seine Existenz lediglich den Cisterziensern von Eldena.

Sie waren aus dem Kloster Eszrum auf Seeland gekommen, als Jaromar I., Fürst von Rügen, gegen das Ende des 12. Jahrhunderts die Abtei erbaut hatte, welche nach dem Namen der Gegend, den auch der Ryckfluß damals führte, Hilda genannt und zu Ehren Maria's gestiftet wurde. Hilda war großartig angelegt, mit einem doppelten Portale zum eigenen Kloster, mit einer Vertheidigungsmauer, mit einem geräumigen Hofe, wo Brauer, Koch und Gärtner wohnten, und ein Bach eine Wassermühle trieb. Die Gebäude waren so hoch, daß sie den Schiffen weithin entgegen leuchteten, und man von ihnen herab bis nach der herzoglichen Residenz Wolgast sehen konnte. Die feierliche Einweihung fand statt, als die mächtige Kreuzkirche, von welcher die Ruinen herrühren, vollendet war; der Fürst von Rügen, die Herzöge von Pommern und zahlreiche Edle waren gegenwärtig. Jaromar und seine Söhne machten der Abtei so gleich die bedeutendsten Schenkungen. Sie hatte eine Culturmission: das westliche Pommern war durch Krieg traurig entvölkert, und die Einwohner, die übrig geblieben waren, konnten noch als Heiden gelten. Sie zu wirklichen Christen und das Land urbar zu machen, das war die Aufgabe, welche Jaromar den Cisterziensern gestellt hatte. Um sie erfüllen zu können, mußten sie reich sein und ungehinderten Einfluß ausüben; Jaromar that ihnen Güter gegeben, er gab ihnen nun auch die umfassendsten Privilegien: die Klosterbauern waren von allen Lasten frei, und das Kloster hatte das Recht, seine Ländereien nach Gefallen durch Deutsche, Dänen oder Wenden anbauen zu lassen. In wie großem Maßstabe es die Colonisation seines Gebietes betrieb, ersieht

man aus der 1233 erfolgten Gründung von Greifswald, welches hauptsächlich durch norddeutsche Einwanderer bevölkert wurde. Der Herzog von Pommern nahm 1249 vor dem Hochaltar von Hilda die Stadt vom Kloster zu Lehen, aber die geistliche Oberherrlichkeit blieb dem Abt; erst als die Universitäts errichtet worden war, trat das Kloster dem akademischen Senat das Protectorat über die Stadtkirchen ab. Dagegen war es der Abt, welcher bei Vacanzen in der theologischen Facultät den ihm vom Rector „nominirten“ Candidaten dem Bischof von Cammin zur Ordination präsentirte. Mehrmals ist in der Kirche von Eldenow, wie man im 16. Jahrhundert den Namen Hilda verwandelt hatte, das akademische Rectorat gewechselt worden, so wie auch die Herzöge von Pommern mehrere ihrer sich immer wiederholenden Landestheilungen in Eldena vornahmen und sich oder ihre Gemahlinnen in der Abtei begraben ließen.

Diese Glanz- und Machtstellung des Klosters währte bis zur gesetzmäßigen Einführung der Reformation. Ein Jahr nach der entscheidenden Ständeversammlung in Treprow an der Rega, folglich 1535, wurde Eldena als Abtei aufgehoben und fortan als das fürstliche Amt Eldena von einem fürstlichen Rath verwaltet, welcher den Titel „herzoglicher Hauptmann“ führte. Die Herzöge kamen immer noch hin, doch nur zur Jagd oder ihrer Gesundheit wegen. Der letzte Herzog von Pommern, Bogislaw XIV., trat es 1633 zur Tilgung seiner Schulden an die Universität „Griphswalde“ ab. Die Uebergabe des „akademischen Amtes Eldena“ erfolgte am 28. März 1534. Der Wechsel war geschehen. Wo Eldena souverän gewesen war, da war es jetzt Eigenthum. Wyt, welches als natürlicher und notwendiger Hafen von Greifswald Anlaß zu ewigen Streitigkeiten zwischen Stadt und dem Kloster, so wie später mit dem Amte veranlaßt hatte, war bereits 1611 vom Herzog Philipp Julius definitiv an die Stadt Greifswald abgetreten worden.

Die Greifswalder Universität ist heute, Dank dem Besitze von Eldena, eine der reichsten, aber als sie diesen Besitz antrat, war er sehr entwerthet. Eldena hatte es süßen müssen, daß Bogislaw XIV. sich mit Schweden verbündet hatte. In dem Jahre, wo Gustav Adolph landete, verbrannten die Kaiserlichen das Amtshaus und nahmen von der Kirche die kupfernen Dachrinnen mit. Acht Jahre später thaten die Schweden das Thüree und verbrannten das Kloster. Die Kirche verfiel; mit zweitausend Thalern hätte sie wieder hergestellt werden können, aber der akademische Senat hatte nicht so viel; die Gemölde der Kirche stützten ein. Jetzt begann die Plünderung des armen, preisgegebenen Baues. Die Schweden errichteten in Wied eine Schanze, sie holten sich Steine von Eldena. Die Wälle von Stralsund wurden ausgebessert, es geschah mit Steinen von Eldena. Endlich griff die Akademie selbst zu, holte auch 30,000 Steine und baute ein Professorenhaus in Greifswald.

Die Abtei wurde profanisch systematisch zu Grunde gerichtet und profanisch elend blieb sie, nachdem sie zu Grunde gerichtet war, zwischen Wirtschaftshof und Fahrstraße liegen. Als sie noch aufrecht stand, war ihr Platz ganz geeignet für sie, denn am Ende, sie war kein romantischer Zufluchtsort für Lebensschiffbrüchige, kein Einsiedlerkloster in der Wüste, sondern ein Feldkloster, eine geistlich landwirthschaftliche Anstalt. Aber für eine Ruine will man dem artistischen Zuschnitt nach immer eine besondere Stelle haben oder wenigstens eine mehr ausgesuchte Umgebung, und die Ruine von Eldena lag, wie wir es beim Dr. Pyl, dem bekannten Greifswalder Archäologen auf einer Aquarellskizze sahen, so nackt, bloß und kahl da, daß es ein wirklicher Jammer war. Endlich erbarmte der Fürst Putbus sich ihrer und beauftragte 1827 als Universitätskanzler die akademische Administration, den Schutt wegräumen und statt desselben Bäume anzupflanzen zu lassen. Kräftig herangewachsen hüllen sie jetzt die rothen Trümmer, welche auf einmal geschägt und bewundert werden, in Schatten und Frische ein. Oben auf den Mauern stehen Ebereschen, und der Aebenaar, der plattdeutsche Storch, guckt auf die Spaziergänger herab. Wenn es am Strand und selbst in dem geliebten Hain kalt und zugig ist, so ist es im Klostergarten, wie der Park wohl auch genannt wird, still und warm.

Ja, eines Abends, wo wir mit zwei lebenswürdigen Straßunderinnen behufs Mondscheinstudien dort umherstiegen, brachten wir es sogar bis zu einem ganz kleinen Bischen Beklemmung, besonders nachdem wir uns so recht lebhaft eingepreßt hatten, daß mehrere Selbstmorde hier vor sich gegangen waren. Dann kehrten wir mit unsern beiden lieben Hausgenossen nach Richter's Burg zurück, setzten uns auf die Bänke unter dem Porticus, sahen im Mondlicht die schönen weißen Rosen und athmeten Resedaduft ein. Es konnte gar hübsch in Eldena sein, man konnte bisweilen vergessen, daß man nur an der Ostsee war.

Die Mode.

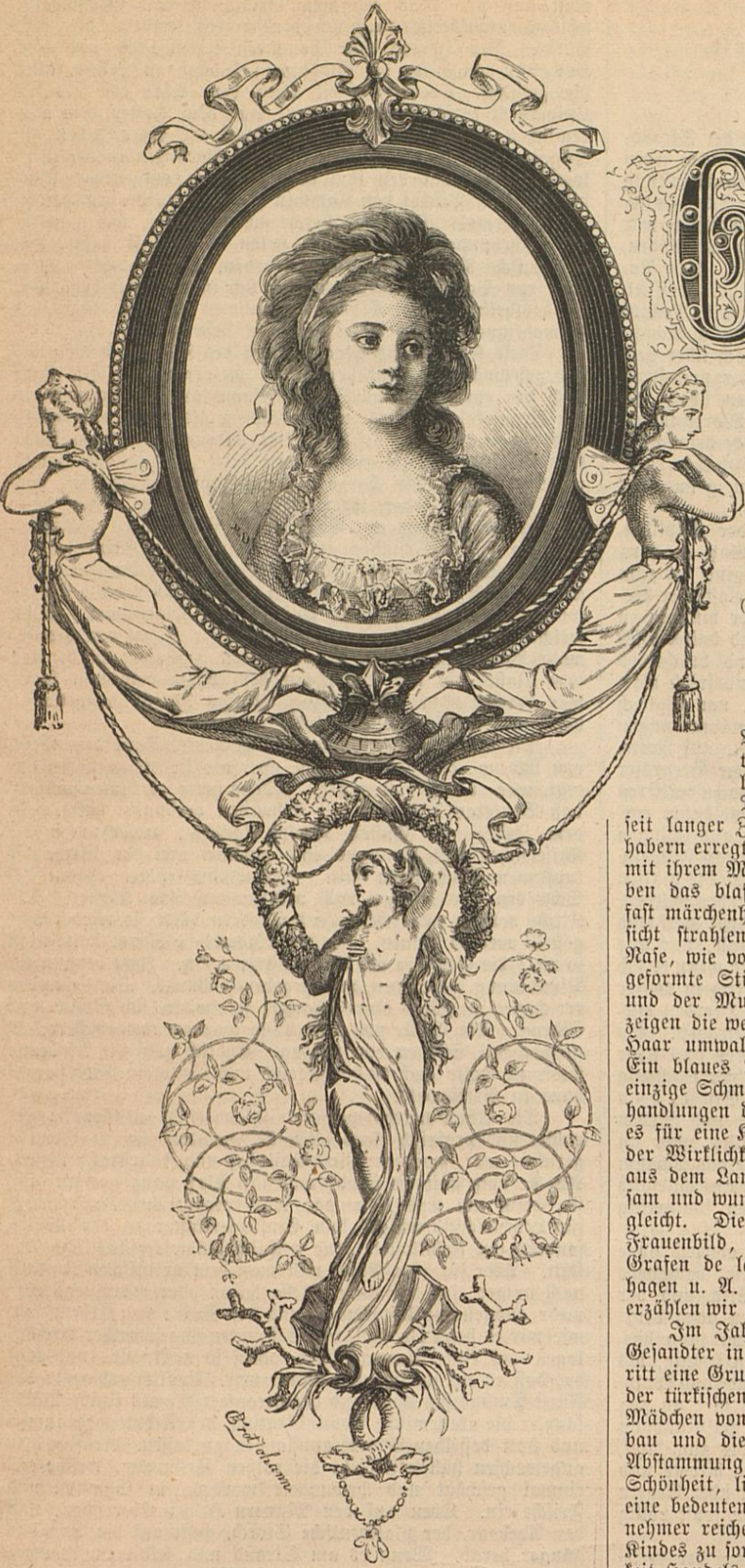
(Original-Correspondenz aus Paris.)

In einem der früheren Berichte erwähnte ich, die Mode habe aufgehört; diese Ansicht scheint zur Wahrheit zu werden; wir haben keine bestimmte Mode mehr, jede Frau kleidet sich nach ihrem Geschmack, so daß es fast so viel Moden als Frauen gibt. Besonders beliebt sind Anzüge aus Blanc, toile Chole, weißem und gestreiftem Musseline, toile d'Oxford mit Seidenstreifen, toile d'Asie, einfach und gestreift, sowie aus Stoffen von Wolle und Seide oder Leinwand und Seide. Zu Ueberkleidern aus durchbrochenen, klaren Geweben trägt man Unterleider aus Foulard anstatt aus Fane.

Zur Verzierung der Kleider aus Leinwand, Blanc oder Bercal wird man besonders englische Stickerei mit Plattschickerei vereinigt tragen, sowie Plüsch aus weißem Musseline und aus Stoffen, welche mit der Tunita übereinstimmen. Diese Plüsch legt man in ganz kleine Falten, fest sie mit einem Kopf auf, oder befestigt sie in der Mitte, um eine Kutsche mit Kopf zu bilden; die übrigen nicht befestigten Plüsch bilden Volants.

Die bereits getragenen hellen Seidenkleider sucht man in folgender Weise zu verwerthen: Man befestigt den Rock mit Plüsch-Volants aus Musseline, welche zu beiden Seiten mit schmaler Valenciennes-Spitze umgeben sind; sie werden als Volants und Röhren in geringer Entfernung von einander aufgelegt, um die Farbe des Rockes sehen zu lassen. Eine Schürze aus Musseline mit langen Enden, welche mit Stickerei oder mit Valenciennes-Spitze umnähten Röhren garnirt ist, wird unterhalb des Bausches eingeschlagen. Wenn der Rock bereits etwas verbraucht erscheint, so ersetzt man die Enden der Schürze durch einen Bauch aus Musseline. Dieses Arrangement ist ohne große Kosten herzustellen. Man kann auf diese Weise einen hübschen Anzug erzielen, dessen Nutzen sich besonders auf Sommerbällen geltend machen dürfte.

Die Kleider aus farbiger Gaze werden mit Plüsch aus Musseline und Volants aus Gaze befestigt. Koru-farbene Leinwand garnirt man wie im vorigen Jahre mit weißer Guitpürespitze. In diesem Genre sah ich zwei reizende Toiletten, die eine für eine ältere Dame, die andere für ein junges Mädchen bestimmt, deren Beschreibung ich folgen lasse: Der Rock der ersten war mit einem 30 Cent. breiten Plüsch aus Leinwand befestigt, welcher am oberen und unteren Rande befestigt war. Die Tunica war mit weißer Guitpürespitze, die Weste sowie die Aermel waren mit Guitpüreeinfach gar-



Gallerie Schöner Frauen.

Von
F. von Hohenhausen.
(Mit Titelbignette und Porträt von P. Grot' Johann.)

III. Gräfin Potocka.

In den Räumen des neuen Museums zu Berlin, in welchen die Kunstschätze und Curiositäten des Kupferstichkabinetts aufgestellt sind, hängt ein verblühenes Pastellbild zwischen einigen Thierstücken und alten Männerköpfen; es hat schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit von Kennern und Liebhabern erregt. Fast immer sitzen Künstler beiderlei Geschlechts mit ihrem Malerapparat davor und copiren mit frischen Farben das blasse Bild. Es ist ein Frauenantlitz von seltener, fast märchenhafter Schönheit. Aus einem marmorweißen Gesicht strahlen dunkle sammetweiche Augen, eine griechische Nase, wie von Praxiteles gemeißelt, lehnt sich an eine edelgeformte Stirn, die Wangen gleichen weißen Rosenblättern, und der Mund einer purpurnen Knospe. Hals und Brust zeigen die weichsten Linien blühender Weiblichkeit. Das dunkle Haar umwallt wie ein dichter Schleier das reizende Haupt. Ein blaues Band, leicht durch die Locken gezogen, ist der einzige Schmuck. Wenn man an den Schaufenstern der Kunsthandlungen das Bild dieser Huldbild erblickt, ist man geneigt, es für eine Künstlerphantasie zu halten, aber es gehörte einst der Wirklichkeit an. Das Schicksal des Urbildes freilich schien aus dem Lande der Phantasie zu stammen. Es war so seltsam und wunderbar, daß es einem barock erfundenen Romane gleicht. Die Gräfin Sophie Potocka, so hieß das schöne Frauenbild, ist von einigen ihrer berühmten Zeitgenossen, dem Grafen de la Garde, dem Fürsten Vigne, Herrn von Barnhagen u. A. mehrfach erwähnt worden; nach ihren Aussagen erzählen wir hier ihre Lebensgeschichte ohne alle Ausschmückung.

Im Jahre 1786 war ein Herr du Barry französischer Gesandter in Constantinopel; er sah einst bei einem Spazierritt eine Gruppe spielender Kinder auf der schmuckigsten Straße der türkischen Hauptstadt; unter ihnen fiel ihm ein reizendes Mädchen von dreizehn Jahren auf. Der edle schlanke Gliederbau und die regelmäßigen Züge ließen auf acht griechische Abstammung schließen. Der Gesandte, ein Kenner weiblicher Schönheit, ließ die Eltern des Kindes erforschen und ihnen eine bedeutende Kaufsumme dafür anbieten. Da er ein vornehmer reicher Mann war und für die gute Erziehung des Kindes zu sorgen versprach, wurde man ohne weitere Schwierigkeit einig. Es war nichts Außergewöhnliches, daß man in Constantinopel Fanariotinnen oder Georgierinnen verkaufte. Die kleine Sophia kostete fünfzehnhundert Piaster; es ging ihr indessen ganz gut im Gesandtschaftshotel, sie bekam eine Erzieherin und schöne Kleider, auch durften ihre Angehörigen sie besuchen. Aber ihr Schicksal änderte sich sehr bald, der Gesandte wurde von seinem Posten abgerufen und nahm sie mit auf die sehr beschwerliche Reise. In dem russischen Grenzstädtchen Podolski machte er Halt und verkehrte mit dem Festungskommandanten, General Johann de Witt, einem Abkömmling des berühmten Grosspensionärs von Holland. Derselbe war ein schöner, kühner Offizier und verliebte sich leidenschaftlich in die junge Griechin; er beredete sie, sich heimlich mit ihm trauen zu lassen, ließ alle Thore der Festung schließen, als der Gesandte gerade auswärts spazieren ging, sendete ihm dieselbe Geldsumme, die einst der Kaufpreis der reizenden Sophia gewesen war, und ließ ihm bedeuten, so bald als möglich abzureisen. Ein herzlicher Dankgebungsbrief für die gesonnenen Wohlthaten war von dieser beigelegt worden. Der Gesandte sah ein, daß er keine Rechte auf seine Pflegetochter geltend machen könne, nachdem sie sich verheiratet hatte, er folgte der Weisung und setzte seine Reise ruhig ohne ihre Begleitung fort.

Das junge Ehepaar lebte sehr glücklich, ein Sohn wurde nach Jahresfrist geboren, der später als General und berühmte Mannerschnheit auf dem Congreß in Wien bekannt wurde.

Die schöne Sophia wurde von ihrem Gemahl in die große Welt eingeführt; er wünschte sie zu zeigen und mit ihr zu prahlen. Alles huldigte ihr. Fürsten, Dichter, Maler und Bildhauer schwärmten für diese großartige Schönheit. Der eitle General genoß in vollen Zügen ihre Triumphe mit, und es schien, als sollte er keine Dornen an seiner Rose finden. Sophia blieb taub für alle Schmeicheleien und beachtete die Männer nicht, welche sie anbeteten. Da lernte sie den Grafen Felix Potocki kennen. Er war unermesslich reich und nicht gewohnt, sich einen Wunsch zu verjagen. Nachdem er erfahren hatte, daß die schöne Frau schon einmal durch Geld errungen worden war, beschloß er, es noch einmal zu versuchen. Er legte zwei Millionen Gulden in ein Kästchen, in ein anderes zwei geladene Pistolen und begab sich damit zum General de Witt, der sich in sehr großer Geldverlegenheit befand, wie der Graf erfahren hatte. Die Wahl zwischen den beiden Kästchen mag sehr schwer gewesen sein, aber der General, anstatt

sich zu schießen, wählte das Geld und überließ Sophia dem Grafen Potocki. Dieser überschüttete sie mit fürstlicher Pracht und führte sie als seine Gemahlin an den Hof zu Petersburg, wo man sie die Diamantenfee nannte, weil sie stets mit funkelnden Edelsteinen geschmückt war. Von einem ihrer Perlenhalsbänder ist die Kunde auch bis auf unsre Zeit gekommen. Es soll hundert Perlen von der Größe einer Haselnuß enthalten haben, von denen jede hundert Friedrichsd'or kostete. Die Kaiserin Katharina dachte sogar daran, sie zur Königin von Polen zu machen, weil Graf Potocki gegen sein Vaterland die Waffen für die russische Herrscherin getragen hatte. Sie nahm einst auf einem Balle ihr eigenes Diadem ab und setzte es ihm auf die Stirne mit den Worten: „Das gäbe eine schöne Krone für Polens König.“

Der Graf Potocki zog sich indessen nach der zweiten Theilung Polens vom russischen Hofe zurück und versuchte es, das Vertrauen seiner Landsleute wieder zu gewinnen, was ihm jedoch nicht gelang. Sie confiscirten seine Güter und verschmähten seine Dienste. Nachdem Kosziusko jedoch die Schlacht bei Maczejowice verloren und sein berühmtes „Finis Poloniae“ gerufen hatte, suchte Graf Potocki die Gnade der Kaiserin Katharina und mit ihr seine Güter wieder zu erlangen. Er hatte von seiner schönen Gemahlin zwei Söhne (ein Entel derselben war zur Aufwartung der deutschen Kaiserin bei Gelegenheit der Ausstellungsfeier in Wien beordert). Nachdem es ihm gelungen war, sein kolossales Vermögen wieder zu ordnen, starb er (1805).

Sophia ward in der Blüthe der Schönheit Wittwe, sie war erst einunddreißig Jahr alt, vermählte sich aber nicht wieder. Ihr Leben wehte sie jedoch nicht der Wittwen Trauer, sondern dem Glanz und Vergnügen; sie bewohnte das prachtvolle Schloß von Tulkzin in Rußland, dessen Park weit und breit berühmt war durch die ungeheuren Kosten seiner Anlagen. Zweitausend Leibeigene hatten zehn Jahre daran gearbeitet, Felsenpartien, Wasserfälle, herrliche Wiesengründe und hohe Baumgruppen waren auf der unfruchtbaren russischen Steppe durch Ausdauer und Kunstfleiß hervorgezaubert. Weiße Firische belebten den Park, und vergoldete Gondeln schwammen mit schwarzen Schwänen um die Wette auf den künstlichen Seen. Jeder Tag ward durch Feste bezeichnet, Feuerwerke prasselten, und heitere Tanzmusik erschallte. Die Gäste strömten aus allen Weltgegenden herbei, um unter den Fittigen der großartigsten Gastfreundschaft das Leben zu genießen und die Zaubergärten der neuen Armida kennen zu lernen.

Der Graf de la Garde gehörte zu den eifrigsten Verehrern der schönen Wittwe, er beschrieb sie folgendermaßen: „Ein hinreißenderes Geschöpf, als diese berühmte Sophia gab es nicht noch einmal. Sie übte mit vierzig Jahren durch ihre Schönheit und Liebesherrlichkeit noch eine unbegrenzte Macht aus. Ihre regelmäßigen Züge, ihre blendende Haut, ihre schwarzen flammenden Augen, welche das Feuer der Liebe austrahnten, die Zartheit und Amuth ihres Wuchses, die Fülle ihrer Formen bildeten ein Ganzes, wie es die Bildhauer der alten Griechenwelt als unerreichtes Ideal der Schönheit dargestellt haben. Man müßte ganze Bände schreiben, wollte man eine deutliche Vorstellung von dem bewegten Leben geben, welches in Tulkzin geführt wurde. Sophia mußte glauben, sie gehöre nicht mehr zu den Sterblichen, wenn sie die Vergötterung betrachtete, womit ihr von allen Seiten gehuldigt wurde. Sie war nicht eigentlich eitel, nur ihrer Schönheit bewußt und ließ es sich mit holdem Lächeln gefallen, daß man auf ihrem Altar verschwenderisch Weihrauch opferte. Mitleidswoll und freigebig bezeugnete sie auch jeden Tag mit einer Wohlthat; sie beschäftigte sich auch selbst mit der Verwaltung ihrer Güter, die in der That für ein kleines Königreich gelten konnten. Sie linderte das Loos ihrer Leibeigenen und beförderte den Landbau. In ihrer Jagd-Droschke oder auf stolzem Renner durchreiste sie ihre Besitzungen, um Alles selbst zu sehen. Der Abend erst gehörte dem Vergnügen; Ballets, Concerte und Schauspiele in allen Sprachen wurden aufgeführt und durch ihre Mitwirkung verherrlicht.“

Zumitten des reichen Lebensgenusses kam aber doch zuweilen eine leise Trauer über die schöne Griechin; man hat sie oft auf einer ihrer Besitzungen in der Krim, wo einst Zphigenie auch am Meeresstrand weilt und nach Griechenland's Küste anschaut, gesehen, wie sie in Erinnerung verloren, der einstigen griechischen Heimath gedenkend mit Thränen der Wehmuth in den schönen Augen. Sie wollte an dieser Stelle eine Stadt erbauen, die Sophiapolis heißen sollte, doch reichten ihre Schätze und ebenso wenig ihre Lebensdauer für diesen großartigen Plan aus. Ein Brustleiden überfiel sie und trieb sie nach Berlin, um dort die berühmten Aerzte Hufeland und Horn zu consultiren. Aber ihre Kunst vermochte sie nicht zu retten; Sophia starb 1823 in Berlin, wo sie trotz des herannahenden Alters noch sehr gefeiert worden war. Ihr liebliches Bild fand sich unter den Kunststücken des Prinzen Heinrich von Preußen, ist also eigentlich ein Erbstück unsres Kaiserhauses und wahrscheinlich nur dem Kupferstichkabinet des Museums geliehen oder geschenkt.

Ein Fürstenschloßchen.

Von Eufemia Gräfin Ballestren.

Unweit von der reizend gelegenen Kurstadt Marienbad im schönen, sang- und klangreichen Böhmervald liegt, in der herrlichsten Umgebung, Schloß Königswart, dem bekannten Fürsten Metternich zu Paris gehörend. Es ist ein traulich-schönes Insensulum, dieses Schloßchen, umrauscht von uralten Bäumen, umduftet von den schönsten Blumen des Treibhauses und in seinem Inneren die kostbaren Schätze einer Bibliothek, eines Alterthums- und historischen Museums bergend. Freilich, wer hier mit dem Maßstabe des Berliner Museums messen will, der bleibe ferne, hier sind nur Erinnerungen an längst vergangene Tage aufgehäuft, Curiositäten aus Staub und Asche hervorgezogen, kurz, die mit der Liebe des Sammlers aufgehäuften Schätze.

Es wegt einen ganz eigenthümlich unter diesen verwiterten Gegenständen und Reliquien an, man vermeint den Odem jener Tage zu verspüren.

Es liegt weder in unserer Absicht anzugeben, wann Schloß Königswart erbaut oder renovirt ist, wieviel Quadratfuß es im Durchmesser hat u. s. w., das liest man bequem in jedem

niet; unterhalb des letzteren ist der Stoff fortzuzuschneiden; den Außenrand der Weste sowie die Aermelkreuzer umgab Guipürespitze. Eine Schärpe aus grünem Stoff in hellerer und dunklerer Nuance vervollständigte diesen Anzug.

Der für ein junges Mädchen bestimmte Anzug, gleichfalls aus corinfarbenem Weinwand war vorn in Puffen arrangirt, welche je durch einen, auf weißem Batist geflickten Zwischenriegel getrennt waren. Der übrige Theil des Rockes war bis oben mit kleinen Volants mit Kopf, die mit weißem Batist in Bogen eingefasst waren, garnirt. Die Weste mit Taschen war unbesetzt. Die Aermel waren dem Rock entsprechend in Puffen arrangirt.

Ich bemerke noch eine Tunika in Form des Replum in der hinteren Mitte der Taille in eine tiefe Watteaufstele gelegt; die Spitzen waren nach vorn genommen und an der Taille getrennt.

Zu Reisen oder kleineren Ausflügen macht man das Costüm einfach und kurz und trägt dazu kleine Stiefel. Für Damen, welche das Extravaganze nicht gern haben, fertigt man Regenmäntel aus dickem Wollstoff, vorn mit kleinen Revers und bis zum unteren Saume durch zwei Reihen Knöpfe aus Holz oder Eisenblech geschlossen. Der Regenmantel wird mit einem kleinen, spitzen Capuchon versehen, welcher auch als Capote dienen kann; er ist nur vorn und in der hinteren Mitte mit Knöpfen besetzt, um ihn beliebig abnehmen zu können; zwei an der Seite angebrachte Fatten werden in der hinteren Mitte der Taille durch einen Knopf verbunden. Ein solcher Mantel deckt vollständig das ganze Costüm.

Für junge Mädchen macht man Costüme aus dickem Wollstoff. Rock und Tunika sind als einzige Garnitur mit fünf bis sechs gesteppten Säumen versehen; eine lange Schärpe vom Stoff des Kleides, in Form der englischen Shawls angelegt, vervollständigt dies Costüm.

Man trägt noch sehr viel schwarze Grenadine mit Schmelzperlen oder schwarzer und weißer Spitze besetzt; letztere legt man so aufeinander, daß die schwarze die weiße Spitze deckt. Diese Garnitur ist von hübscher Wirkung. Auch schwarze Alpaca wird viel getragen, welche das kostspieligste schwarze Seidenkleid ersetzt. Zu diesen schwarzen Kleidern trägt man Colliers aus mehreren Schürren schwarzer Schmelzperlen.

Zur Straßentoulette trägt man stets ein Mantelet oder eine Pelserine, welche mit der Farbe des übrigen Anzuges übereinstimmen. Zu schwarzen Kleidern wählt man ein Fichu aus schwarzem Kasimir mit Schmelzfranze garnirt; man legt die beiden Enden übereinander und kreuzt sie vorn; es reicht nur bis zur Taille und ist bequemer und jugendlicher als das Mantelet.

Sammetböde werden auch noch im Herbst mit Tunikas aus Wollstoff getragen werden; letztere fertigt man in dunklerer Nuance an und besetzt sie mit wölblicher Bahementerie, welche noch dunkler als der Rock sein muß. Dieses Costüm besteht also aus drei Nuancen, deren dunkelste man zur Garnitur wählt.

Die Seidentüllkränze, welche die Taillen umsäumen, sind durch schmale Blistes aus weißem Tarlatan ersetzt; gleiche Blistes verwendet man auch zur Garnitur der Hüte. In Betreff der Hütfornen fiel mir die Form Vitrol auf, welche einige Ähnlichkeit mit der Kopfbedeckung Mercur's hat; sie wird aus farbigen Batist in Form einer Schnecke hergestellt und mit Blistes und kleinen Blumen garnirt; man fertigt diese Form auch aus italienischem Strohgewebe.

Unter der großen Menge von Garnituren, welche man zu Hüten verwendet, bemerkt man außer Blumen- und Fruchtkränzen besonders die Garnitur aus Süßholzwurzeln mit Ephenlaub. Schwarze Hüte garnirt man mit Weiden und Feldblumen von gelber Farbe. Junge Mädchen tragen Toques (Hütenhüte) aus weißem Musseline und aus weißem oder roth Batist mit geflicktem Musseline oder Blistes überdeckt. Die Blistes aus Musseline oder Tarlatan sind jetzt zur Garnitur der Hüten und Hüte unerlässlich.

Reisehandbuche nach, aber ich möchte den Leser gern in seine inneren Räume führen, um eine kleine Rundschau darin zu halten. Der Castellan geleitet uns zuerst in die Bibliothek. Sie besteht aus zwei Sälen mit 28,000 Bänden und muß, inhaltreich und wohlgeordnet wie sie ist, jeden Bücherfreund zufrieden stellen; für die Mehrzahl der Besucher haben freilich zwei unter Glas und Rahmen gehaltene Autographen das Hauptinteresse. Das eine ist ein Brief Byron's an den verstorbenen Fürsten Metternich. Ersterer rechnet vertrauensvoll auf die Humanität des Empfängers in Sachen der griechischen Empörung, leider für den Dichter ein großer Irrthum. Das zweite Autograph ist von Richard Wagner und enthält ein von ihm componirtes Lied: „Schmerzen“, der Fürstin Pauline, geb. Gräfin Sandór gewidmet. Durch die Räume des Alterthums-Museums wollen wir nur im Fluge eilen, Nüstungen, Richtschwerter, Folterinstrumente und Mumien würden unsere Leserinnen nicht interessieren, obgleich wir den culturhistorischen Werth der Sammlung nicht bestreiten wollen. Wir betreten lieber das Arbeitszimmer des seligen Fürsten, wo er wie seine Erben die ihnen persönlich theuren Schätze und Reliquien vergangener Zeiten angehäuft; hier ist's, als müsse man die Stimmen dämpfen in scheinbarer Ehrfurcht vor den Namen Derjenigen, an welche all diese Dinge erinnern. Da, in dem Sammetkasten liegen alte Münzen und wundervolle Cameen von einem Reichthum, wie selten wo. Hier steht eine Casette mit Ringen, jeder hat seine historische Erinnerung. Diesen dichten, goldenen Reif hat Mathias Corvinus, der Ungarukönig getragen, und dieser mit der schmalen, hohen Platte aus Paris-Lazuli hat Marie Antoinettens schöne Hand geschmückt. Man hat zum dauernden Andenken folgende Worte in die zierliche Platte graviren lassen: „En mémoire de la plus infortune des reines.“ Neben dieser Casette liegen edelsteinsetzte Gegenstände von großer Pracht, darunter ein Dolch, Griff und Scheide mit Diamanten und Smaragden reich besetzt, ein Geschenk des Kaisers Napoleon's III. an die Fürstin Pauline. Dann die Orden der dritten Gemahlin des verstorbenen Fürsten, Napoleon's I. Decoration's-Orden, und — ein Haaramm der großen Kaiserin Maria Theresia, ganz schlicht und einfach aus Schildpatt. Hier hängt ein Kinderkleidchen von grünem Atlas mit Gold gestickt — Don Carlos, Schiller's Held, war der Träger desselben gewesen. Da steht in goldenem Gehäuse eine ungeschickte Uhr — Ludwig XVI., der königliche Märtyrer hat sie im Kerker gefertigt, und hier ist unter Glas aufbewahrt ein Stück Tapete aus dem Temple, und darauf stehen von Ludwig's XVI. Hand die erschütternden Worte geschrieben: „infaandum regina jubet renovare dolorem!“ Wir wenden uns ab — aber wir schämen uns der Thräne für den Todten nicht. — Weiter wandert unser Blick, da liegt in kostbar goldener Umhüllung ein kleiner, grauer Stein, und darunter steht: 24. Mai 1871. Dieser Stein hatte an diesem Tage den Erzbischof von Paris zu Tode getroffen.

Hier an dieser Wand hängen gekreuzt zwei Degen, und mächtige Hände haben sie einst geführt, Ludwig XIV. von Frankreich und der Marschall Moriz von Sachsen, und unter diesen kriegerischen Emblemen liegen zwei Todtenmasken: Kaiser Nikolaus von Rußland und Tegetthof. In diesem Glaschranke steht ein Service der Kaiserin Maria Theresia, und zwischen den Tassen und Tellern stehen Schuhe, wohl von Kinderfüßchen? Nein, dieses winzige Atlaspantöffelchen, weiß mit Gold gestickt, hat Madame Tallien, die reizende Revolutionärin getragen, und in den Schuhen von schwarzem Atlas mit rothen Schleifen und Talons ist Madame Galvey, die zierlichste Schauspielerin, über die heißen Bretter der Bühne gehüpft. Dieses sonderbare hohe Gestell mit Schüssel von chinesischem Porzellan diente Napoleon I. als Lavoir, und hier das merkwürdige Ding von Eisen ist eine Orsinische Bombe. Der, den sie treffen sollte, liegt nun auch schon über Jahr und Tag in seiner stillen Gruft zu Chifflehurst. — In diesem Glasmedaillon liegt ein winziges, verblühtes Haar-Löckchen, das einst das schönste Haupt geziert hatte, ein Haupt, das unter dem Schwerte des Penters verblühten mußte, trotzdem zwei Königskronen über ihm schwebten, sollen wir noch sagen, daß es Maria Stuart, der Schottenkönigin, gehört hatte? Und dicht daneben liegt ihr Siegel, in grünem Wachz ausge-



Campagnole.

prägt. — Wir hätten hier die Hauptgegenstände erwähnt und wollen die Geduld des Lesers nicht allzu lange prüfen. Es bleiben nur noch einige Porträts in den Wohnräumen des Schlosses zu erwähnen, welche letztere einfach, aber comfortable und elegant eingerichtet sind. Da sind es wohl die Züge des seligen Fürsten Metternich, die uns zuerst fesseln. Das Bild ist in seinem dreißigsten Lebensjahre gemalt und zeigt uns einen vollkommen schönen Mann mit geistreichen Zügen und lebhaft-klugen Augen. Nächst ihm erwecken die lebensgroßen Bilder seiner drei Frauen unser Interesse. Die erste, eine Gräfin Kaunitz, ist eine schöne, majestätische Gestalt, die zweite, geborene Gräfin Leikheim, eine ideale Schönheit mit wunderbaren Augen, so würde man wohl einen Blumenengel malen. Dann ist noch das Bild der dritten Frau, die eine Gräfin Zichy-Ferrari war, eine stolze, fast übermüthige Schönheit. Nächst diesen Familienporträts fesseln uns die Conterseits, in Del gemalt, von Wallenstein, ein Jugendporträt; Maria Theresia von Oesterreich und Joseph II. mit seinen herrlichen blauen Augen, dann das prachtvolle Bild des Kaisers Nikolaus von Rußland, Kaiser Napoleon's I. und Marie Louïsens, eine vollkommene, aber kalte und geistlose Schönheit, und endlich die auf einem Gemälde befindlichen Gestalten zweier Schwestern

Napoleon's, nämlich die süßig-schöne Fürstin Borghese und die Gattin Joachim Murat's.

Wir müssen einhalten mit Schauen, denn schon dunkelt es, und fern steigt die Mondscheibe empor am Horizont. Wir wandeln hinunter in den dämmerigen Park mit seinen rauschenden Bispeln, seinem leise murrendem See, auf dessen Oberfläche schneeweiße Wasserlilien blühen und seltsam duften. Dunkler wird's und dunkler, die Bäume werfen tiefe Schatten, nur aus jener Cypressenische schimmert der weiße Marmorleib der Diana von Versailles zu uns herüber. Wir wandeln dahin am Ufer des Sees, in dessen Wellen sich der Mond tausendfach spiegelt, und an unser Ohr tönen süße, trauliche Lieder, sie klingen leise und leiser, bis sie ersterben in der Stille der schönen Sommernacht.

„Kennst Du noch die irren Lieder
Aus der alten, schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts, in Waldesinamkeit!“
Wenn die Bäume träumend lauschen
Und der Fluß die Nixen rauschen:
Und im Fluß die Nixen rauschen:
„Kommt herab, hier ist's so kühl!“

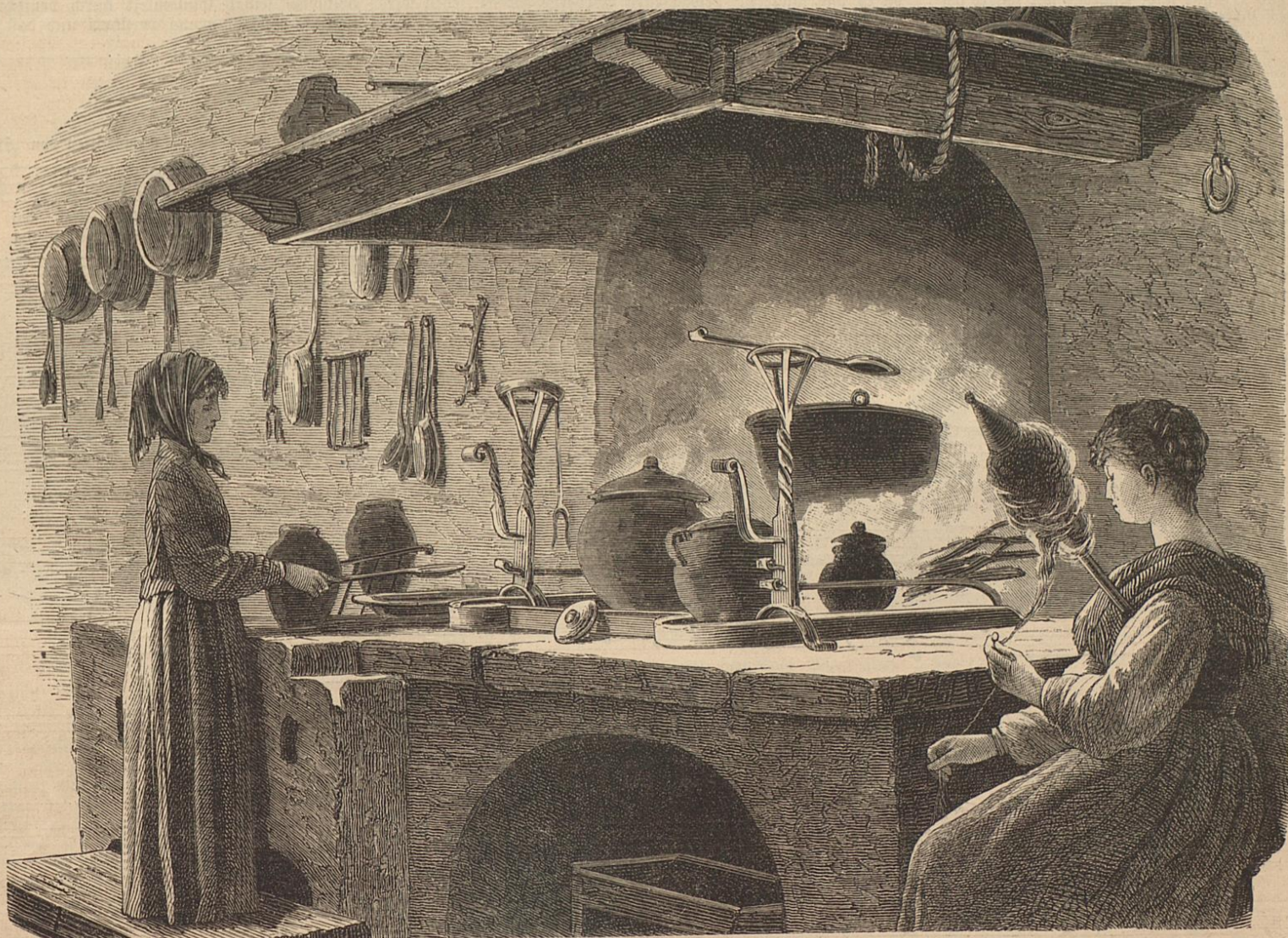
Aus Italien.

Illustrirte Reisebriefe von Moriz Meurer.

2. Die Volskerberge; Cori, Ansa und Norma.

Unser Ausflug galt diesmal dem Volskergebirge, jener Verzweigung der Apenninen, die von der Sabina durch das Thal des Sacco und Garigliano geschieden, sich in gleicher Richtung längs der pontinischen Sümpfe dem Meere zu zieht — ein Gebirge von höchstem geschichtlichen Interesse und wild malerischem Reiz, so schlechten Rufes es auch wegen Brigantaggio und Malaria genießt. Die Bahn führt uns zunächst die Porta S. Lorenzo und Maggiore vorüber, längs der herrlichen alten und neuen Aquaducte, den riesigen Trümmern der Aqua Claudia und der mittelalterlichen Felice, in die Campagna. Rechts weitet sich der Blick über den Gräberzug der Via Appia antica, den Hain der Egeria und all die Reste römischer Bauten in die endlose Fläche, zur Linken vor uns bis an die köstlichen Albanerberge mit ihren leuchtenden Städten, denen sich weiter links die Sabina und der sie überragende schönlinige Monte Genaro anschließen. Immer höher und mächtiger wachsen uns die Albaner Berge, und immer deutlicher und glänzender lösen sich ihre malerischen Städte, ja die einzelnen schönen Villen aus dem feinen Grau des Gesteins und den sie umgebenden Olivenpflanzungen. In halben Vogen umkreisen wir sie allmählig, lassen Marino, Albano, Genzano, die alle noch die Bahn hoch überragen, im Rücken und schließen den Halbkreis und unsere Fahrt, nachdem wir zuletzt Lavigna, das antike Lanuvium, an den freien südlichen Abhängen des Gebirges passiert haben, in Velletri. Auf einem Ausläufer des Monte Artemisio malerisch aufgebaut, eröffnete es uns von seiner Höhe, dem Belvedere des stattlichen Regierungspalastes, die köstlichste Sicht weit hinaus über die baumreichen Vorgärten seiner nächsten Umgebung und die pontinischen Sümpfe nach dem Meere, vorwärts über die Campagne und die großartig düsteren Volskerberge mit ihren hochgelegenen Nestern Rocca Massima, Cori und Norma.

Der Anblick dieser Berge packte uns so, daß wir an Nichts dachten, als das weite uns noch von ihnen trennende Thal so rasch wie möglich zu überschreiten, sie zu erreichen, daß wir Velletri verließen, ehe wir es noch gesehen, daß uns selbst der Mangel eines Gefährtes, welches gerade — wenigstens nicht sogleich — nicht zu erlangen war, nicht abhielt, aufzubrechen, trotz der Warnungen unserer verschiedenen Reisehandbücher, die den Ausflug nur in größerer Gesellschaft und nur nach eingezogenen genauen Erkundigungen über den Stand der Sicherheit auf den Straßen rathen. Wir ließen uns nur die Richtung des Weges bezeichnen, und vorwärts ging es. Vor der Porta sahen wir ein lebendiges Bild: tief unter der Straße liegend war in offenem Raum ein großes oblonges Becken aufgemauert, dem ein Wasserspeier stets frische Nahrung zuführte; an ihm waren eine Menge Weiber und Mädchen — an die achtzig — beschäftigt, zu waschen, ein munt-



Eine Küche in Cori.

teres Treiben, Scherzen und Lachen bei rüstiger Arbeit und eine tönende Zungenfertigkeit, die die sprichwörtliche Kunst unserer Frauen gleichen Gewerbes weit hinter sich ließ. Der Weg war anfangs belebt genug. Gelftreiber mit vollen Ladungen, Frauen, mit hochbepackten Körben auf dem Kopf, sicher und rüstig einhersehend, eine trug gar ihren halbwüchsig und munter darin spielenden Bambino in einem solchen, berittene Fattori und Landausseher mit zugespitztem und oben glatt abgesehtem Hut, Ledergamaschen, den Stachelstock quer vorn über dem Sattel, den „gewollten“ Mantel rückwärts aufgeschwungen, die Hinte auf dem Rücken, fühne und verwetterte, manchmal nichts weniger als Vertrauen erweckende Gesichter. Zuerst geht es durch die unendlichen, hohen Schilffelder, deren graugelbe trockne, nur oben mit grünen Blattspitzen gekrönten Stengel im leichtesten Wind so wunderbar rascheln, und lange ist Nichts zu sehen, als der tiefblaue Himmel, in den diese hellen sonnenbelegten Halmstrahlen hineinziehnen. Endlich öffnet sich wieder der Blick — rechts und links grüne Campagne, Schweine- und Schafheerden schreitend grasend, begleitet von ihren Hirten im krausen Schafpelz, mit vorgeknüpften weißen Pelzärmeln und den zottigen dunkeln Ziegenfellhosen, die, bis an die Knie reichend, ihnen im Verein mit ihren krummasigen und bocksbärtigen Gesichtern so ganz das Aussehen von Satyrn geben (sicher hat auch der antike Hirt in ähnlicher Tracht die Phantasie des Volkes und Künstlers zu der Erfindung dieser Zwittergestalt angeregt), ihre weißhaarigen Campagnehunde trotten langsam hinterdrein; wieder eine Koppel Pferde, ein Buttero auf halbweißem stockhaarigem Renner — Alles die immer wiederkehrende und immer wieder interessante Staffage der Campagne. Dann kommen Weinanzpflanzungen, ihre Neben sind an den vielerwendbaren Rohrstäben in die Höhe gezogen, und gleiche Stäbe umgeben sie schräg gegittert als Hegege. Und wieder Schilfvogel — es wird immer einsamer auf Straße und Campagne — doch wir schreiten kräftig weiter; bis an die Berge ist kein Dorf zu sehen; als einzige menschliche Wohnungen erscheinen die kleinen kegelförmigen Strohhäuser, die auf Terrainerhebungen vereinzelt stehen. In ihnen hausen im Winter, wann sie das Feld bestellen müssen, die Arbeiter der Pächter, welche Stücke Landes von den großen Grundbesitzern, hier dem Fürsten Borghese, zum Anbau gemiethet haben; diese Arbeiter sind meist aus der Gegend von Frosinone. In den Wintermonaten vollenden sie so rasch wie möglich die Bestellung des Ackers, um im Sommer nur für die Erntetage im Juli zurückzukehren; in der übrigen Zeit fliehen sie diese entsetzliche menschenmordende Luft und leben in den Bergen. Und trotz dieses nur zeitweisen Aufenthaltes sehen diese Menschen schlimm genug aus. Die Kinder, die uns im Vorüberstreifen aus ihren Hütten gesehen haben und bettelnd anwimmern, zeigen entsetzliche, zerstörte, bleichwängige, hohlhängige Gesichter — und allen ist ein gleichartiger stilleidender, tiefes Mitleiden erregender Zug aufgeprägt — wir haben den Eindruck einer jungen, im Keim zerstörten Blüthe.

So waren wir schon eine gute Zeit gewandert, und noch wollte der im Bädeder angezeigte unheimliche Wald und am Wege liegende Kratersee nicht kommen — da hinter einer Erhebung und Biegung des Weges fanden wir ein Haus zur Seite; auf unsere Erkundigung bei seinem freundlichen Besitzer erfuhren wir denn, daß wir auf vollständig falschem Wege, der Straße nach Neapel, und unserm Ziel, dem dreizehn Meilen entfernten Cori, noch um keinen Schritt näher gekommen seien. „Ah! Kein Pferd, kein Esel, kein Führer zu haben?“ Nein! „Aber einen Schluck Weines werden wir haben können?“ Nein! Indessen der Mann ließ mit sich reden, fand doch noch eine zurückgesetzte Flasche recht guten Velletrinerweines vor und erzählte uns, während wir unsere verdorrten Kehlen erfrischten, zu unserer Erbauung Mord-

geschichten: wie sein Haus vor anderthalb Jahren Briganten umringt, wie er selbst mit ihnen handgemein geworden sei, und wie nur die Guardia ihn aus bedenklicher Lage gerettet. Wir hatten bis jetzt, da wir in Ravello und anderen verrufenen Orten um Neapel die große Besorgnis unseres Bädeder überflüssig und Land und Leute sehr harmlos gefunden hatten, nicht viel auf dies Gruselmachen gegeben: indessen von einem Bewohner der Gegend, der uns rath, eine solche Partie zu zwei und zu Fuß lieber zu unterlassen, klingt so Etwas schon anders — wir wurden einen Augenblick stutzig. Doch der angeborene Gleich- und Leichtmuth behielt die Oberhand — wir ließen uns einen nächsten Feldweg beschreiben — und auf gut Glück weiter. Ging es zunächst auch über Felder, durch Bignen, Zäune und Hecken, so fanden wir uns, unser Endziel nun immer vor Augen, schließlich auf den rechten Weg und erreichten bald das verlassen Stadtchen Giulianello. Kaum ein paar Leute noch haufen in den finsternen castellartigen Gebäuden und auch diese nur im Winter. Eingebrochene Fenster und offene Thüren; die Stadtmauer umgibt ein leeres Nest, und ihre Thorflügel sind längst aus den Angeln; die Feldarbeiter haben sich auch hier in ihren Rohrregeln auf den höher gelegenen Punkten rings um die verfallende Stadt angepfledet, die ein rechtes Bild ist des ganzen Campagnejammers.

Und doch, so düster und jammervoll solche Bilder sein mögen, so elegisch uns diese endlosen welligen Grasflächen mit ihrer entvölkerten Fieberluft stimmen mögen, hält uns diese Campagne in unbezwingbarem Bann und übt einen wunderbaren Zauber auch auf jedes weniger empfängliche Gemüth aus; wohl mag gerade Etwas von diesem Zauber in dem Gegensatz und Kampf der Empfindungen liegen, welchen die Eindrücke der unermesslichen Großartigkeit und wundersamen Farbenpracht und wieder verjüngender Herrlichkeit und einstiger Größe, des nicht auszugeniehenden landschaftlichen Reizes und üppigster Fruchtbarkeit und wieder menschlichen Glendes und verkommenen Volkes in uns erregen; jedenfalls kann der Gedanke der Endlichkeit alles menschlichen Seins, daß Alles eitel sei, und wieder die Unendlichkeit, die ewig neuschöpferische Kraft der Natur kaum irgend wo so stark empfunden werden, als in der Campagne.

Je öfter wir sie sehen, um so mehr verlangen wir, sie zu sehen: die Unerlöschlichkeit ihres Formen- und Farbenwechsels zu jeder Tages- und Wetterzeit. Mögen wir sie sehen bei verdecktem Himmel in den tiefsten braunvioletten Tönen mit schwer lastenden Regenwolken oder überwölbt von schimmernder Bläue, bis in die düstigen Fernen hellleuchtend mit den glänzenden Sonnenstreifen über dem Meere und den Wasserblitzen ihrer Gräben und Sümpfe, mögen wir sie sehen, wenn der Sommer seine braunrothen Farben eingebrannt, oder die Friche des Winters den grünastigsten Rasenteppich vorgelockt hat; im Dunst und in den wallenden Nebeln des Morgens oder im vergoldenden Glanze der sinkenden Sonne, die ihre Riesentrümmer der Wasserleitungen und Castelle so feurig erglänzen läßt, immer ist sie schön, groß, ewig fesselnd und ewig neu.

Mächtiger und immer mächtiger bauen sich die Volskerberge vor uns auf. Wie mit seinen Felsen zusammengewachsen, grau, starr und trohig ragt uns zur Linken das Bergstädtchen Rocca Massima in den Himmel; wie das ganze Gebirge erinnert es mich an die Felsenester in den Apenninen, wo man diese von Foggia nach Neapel durchschneidet — nur daß hier der Fuß der Berge freundlichen Anbau und reiche Olivenpflanzungen zeigt. Bald sind wir denn auch mitten in den Oliven drin, und dichter und dichter buschen sie sich zusammen, je mehr wir uns aufwärts Cori nähern; erst dicht vor uns, da es uns lange die bewachsenen Vorberge gedeckt, sehen wir es prächtig auf den gelben Kalksteinen eines Vorsprunges des

Lepino vor uns liegen; die obere Stadt den Berg krönend, von der unteren, die sich sichelförmig an seine Abhänge lehnt, durch Oliven- und Cypressen-Gärten getrennt — noch vor der Stadt auf ölbaumbewachsenem Hügel stattlich das Kloster S. Francesco mit weitläufigen Gärten und Wirthschaftsgebäuden. Durch die halbeingebaute Porta Romana betreten wir die Stadt; ihre Straßen sind schmutzig, steil und schlüpfrig, wie die aller dieser Gebirgstädte — in unregelmäßigen Windungen ziehen sie sich bergan.

Als „Locanda“ war uns die Trattoria von Signor Philippuccio empfohlen an der Piazza und ich kam nur dasselbe thun, allen meinen Nachreisenden diese allerdings etwas unsprünghche Wirthschaft und ihren jovialen, aufmerksamen Patronen, das Musterbild eines Wirthes, weiter zu empfehlen. Wir zogen es vor, statt in dem eigentlichen „Salon“ für Fremde, der durch die schreiende Geschwägigkeit und die Cigarrenqualm der auf der Durchreise dort logirenden Italiener aller Stämme — die organbegabteste darunter war die Frau eines sicilianischen Schulmeisters, der, wer weiß durch welchen Zufall, nach hier verschlagen war — sehr unbehaglich gemacht wurde, die Abende in der geräumigen und behaglichen Küche des unteren Stockes zuzubringen, wo Signor Philippuccio mit seiner gewichtigen Ehehälfte, die nach dieser Richtung den echten Typus einer breithüftigen, vollnackigen Orientlerin darstellt, in unerschütterlicher Seelenruhe thronte und seine Pflichten als Hausvater und Wirth mit heterer Würde erfüllte. Die eine Seite des hohen und breiten Raumes ward fast ganz von dem Herd und davor gemauerten Tisch eingenommen, hier brodelte und zischte es fortwährend und aus dem beständig erhaltenen Holzkohlenfeuer wurden die irdenen Henkelwärmköpfe mit frischer Gluth gefüllt. Um dieses Centrum in jedem Sinne gruppirten sich längs der Wände die Bänke und Tische, an denen einerseits die Familie mit Zugehörigen, andererseits die Freunde des Hauses und Fremden saßen. Die Wände waren mit riesigen Kesseln und einer Menge verräucherter kupferner Pfannen und Tiegel decorirt. Signor Philippuccio patronisirte uns in jeder Weise, er sorgte aufs reichliche für unser körperliches Wohl — ein leeres Glas zu sehen war ihm unmöglich — für unsere Unterhaltung und dafür, daß wir als seine Gäste nicht geprellt würden — als ich am nächsten Tag beim Abendessen mit meinem Guida in Streit kam, da er nach vorhergegangenen Accordiren schließlich wie gewöhnlich mehr forderte und sich nicht abweisen ließ, trat er heran: „mangiate, mangiate!“ und wickelte das Geschäft mit dem tobenden Italiener mit schmunzelnder Ruhe ab, die wahrhaft klassisch war.

So wurden uns denn auch die in solchen abgelegenen Nestern gewöhnlich etwas ungemüthlichen und langweiligen Abende angenehm und unterhaltend.

Wir erwarteten für den nächsten Morgen einen dort lebenden Schweizer Maler, von dem wir als einem Original bereits in Rom gehört, und dem wir noch am Abend unserer Ankunft unsere Karten überhandt hatten mit dem Brief eines Freundes, als Ciccone für die antiken Schenswürdigkeiten der Stadt. Und in der That, ein Original sollten wir in diesem jungen Mann finden: als Sohn eines der glücklichen Minderheit der Millionenbesitzer angehörenden Vaters, mit allföhen Bahnen in der Welt, hatte er bereits in jüngsten Jahren den Entschluß gefaßt, nach Italien zu gehen, sich in ein möglichst entlegenes, von Fremden und Deutschen nicht besuchtes Gebirgsnest zurückzuziehen, sich da zu verheirathen und als Einsiedler nur dem Studium des Alterthums zu leben — ein Programm, welches er nun seit einer Reihe von Jahren durchgeführt hatte, bei dem er sich denn auch so vollkommen wohl zu befinden schien, daß die unerwartete Unterbrechung seiner Einsamkeit durch deutschredende Wesen ihn sichtlich peinlich genug berührte und daß ihn sicher nur eine

Im Sonnenschein.

Composition von Emil Breslaur.

Frisch.

Wo kann's schön-er sein, als im Son-nen-schein, wo kann's schön-er sein, als im Son-nen-schein, wenn auf Mor-gen-licht das Blümlein nicht sich nach Lust und Licht, zieht das Blümlein nicht sich nach Lust und Licht? sibt im schön-sien

mf *p*

Ped.

win-den han-ge Sor-gen schwin-den; wenn auf dust-gem Raub flücht-ger Blü-then-staub frau-selt sich in dich-ten Schaa-ren: Wo kann's Bau-er nicht das Bög-lein vol-ler Frau-er? Al-le Kre-a-tur, Feld und Wald und Fluß muß es freu-dig of-fen-ba-ren: Wo kann's

cresc.

schön-er sein, als im Son-nen-schein, als im hel-len kla-ren Son-nen-schein.
schön-er sein, als im Son-nen-schein, als im hel-len kla-ren Son-nen-schein.

cresc.

gewisse höfliche Schwäche unser Billet berücksichtigen ließ, wenn nicht ein „häuslicher Factor“, der mir später einen ziemlich Einfluß zu haben schien, schließlich der einzige Grund gewesen war, der ihn zu dem Entschluß vermocht hatte, uns am Morgen einen Besuch zu machen.

Mit der knappmöglichen Erwiderung auf unsere Begrüßung und verschiedenen Fragen begnügte er sich denn auch, so daß ich ihm sobald als möglich den erwünschten Rückzug zu erleichtern beschloß; indeß, obwohl mit eigenem Willen, zwang er uns doch, ihm nach seinem Hause zu folgen, wo wir seine ihm in jedem Sinne entgegengesetzte Gattin, eine eben so echte junge, wie unsere Wirthin alte Corienjerin, mit ihrer ganzen Familie fanden, welche uns mit zungen- geläufiger Liebenswürdigkeit festhielt und sichtlich ebenso lebhaft wünschte, uns ihre gastfreund- schaftlichen Talente zu entwickeln, als ihr wort- farger Gatte, der wie eine nicht klingende Memnon- säule auf seinem Stuhl saß und über diese pein- liche Angelegenheit durch ungeschickte Benutzung seines Pincenez wegzukommen suchte, uns direct ins Pfefferland ersehnte. In dieser nicht ganz angenehmen Situation, durch jeden Entschluß einem Familientheil Unerwünshtes zu thun, zog ich doch vor, die freundschaftliche Zuversicht und Frühstückseinladung der Frau anzuneh- men, nicht allein aus allgemeiner Höflichkeit gegen die Wünsche einer Dame, sondern weil es mir hier wirklich weniger bedenklich schien, dem Achill — die Eltern unseres unwillkürlichen Gastfreundes waren so unvorsichtig gewesen, ihm diesen Namen in der Taufe zu geben — als der sanften Maria zu widerstreben.

Während diese rasch die Tafel besorgen wollte, sollte uns Achill in der Stadt herumführen, den Herkulestempel im oberen Cori und anderes Interessante zeigen und den Cicero machen, wozu ihm außer dem Haupttalent der Zunge auch der Ortsinn abzugehen schien — er verließ, erkun- digte sich und brachte uns nur auf Umwegen, nachdem er uns unterwegs mit der Erklärung unterhalten hatte, daß für einen Maler in Cori Nichts zu finden sei, nach dem Tempio. Meine beiläufige Bemerkung, daß wir leider keine Zeit hätten, um hier Studien zu machen, beruhigte ihn sichtlich und ließ ihn zu angenehmerem Stillschweigen zurückkehren.

Der Tag war glanzvoll, der Himmel wolkenlos, die Luft jähwärm, die herrliche Ebene — im nächsten Umkreis para- dießlich fruchtbar — leuchtete klar bis in die weitesten Fernen. Der Tempel über uns in kräftigster Schattenwirkung seiner



Auf der Straße nach Cori.

tempels ist in ein Haus gemauert und nur noch zwei korin- thische kannelirte Travertinsäulen des Vortempels, deren Archi- trab noch die Inschrift zeigt, daß durch Senatsbeschluß dies Heiligthum dem Castor und Pollux geweiht wurde, sieht man vollständig als Zeichen seiner verjunkten Pracht. Unter der Terrasse des Tempels, an fontainenartigem Brunnen, konnten wir die Weiber und Mädchen Cori's in ihren eigenthümlichen Trachten in rühriger Thätigkeit sehen: ausgezeichnet sind alle durch die Opulenz ihres Wuchses, wie wir ihn schon an den zuvor gesehenen Exemplaren bewundert hatten, und ich ver- muthe sehr, auch nach der Tracht, daß sich die römischen Am- men aus diesem Schlage rekrutiren; wie diese tragen die Corianerinnen über dem Nieder das farbige Tuch, im Nacken so arrangirt, daß es mit edigem Ausschnitt dessen ganze Fülle und den Anfaß der krausen Haare präsentirt, die bei den

machen gedachten, namentlich über das interessante im Mittelalter schon verlassene Städtchen Ninsa, was wir heut besuchen wollten, erfuhren, daß es nothwendig sei, uns zu dieser Tour zu verprovian- tiren, und als ich mich verabschieden wollte, um diese Vorbereitungen zu treffen und Pferde zu besorgen, bat unsere zuvorkommende Wirthin, daß wir dies nur ihr Alles überlassen möchten; als ich dankend ablehnte, erklärte er mir sogar: „Sie (er hatte uns seine Frau noch immer nicht einmal vorgestellt) wird es schon machen.“ „Penso io!“ rief sie triumphirend, sprang vom Tisch auf, und in der That, in wenig Minuten hatte sie Alles aufs trefflichste geordnet: da war ein Fäßchen des vielgelobten Weines hergerichtet, ein Tuch mit reichlicher Fourage, die Pferde kamen bald vor das Haus; unsere Ausrüstung wurde neben und auf den hohen Campagnesätteln, in denen man wie in einer Wiege sitzt, kunstvoll befestigt; mein Freund das Fäßchen vor sich, die Stützenbücher und Feld- stühle an den Seiten baumelnd; ich mit zwei Bündeln der übrigen Fourage rechts und links — so trabten wir, nach fröhlichem Dank und herzlichem Abschied, als wunderliche Cavalcade zur Stadt hinaus, der Ebene zu, in der unser Reiseziel lag.

(Fortsetzung folgt.)

Plauderstündchen. Culinarische Studien.

In einem Blatte, welches sich der besondern Gunst der weiblichen Lesewelt erfreut, ist es gewiß nützlich und dankenswerth, von Zeit zu Zeit Winke und Lehren für die Ausübung der Koch- kunst zu geben. Die zahlreichen Kochbücher zu studiren, wäre nicht rathsam für unsre Leserinnen, die Theorie würde dabei der Praxis hinderlich werden; auch sind die Lehren, welche ihnen darin erteilt werden, nicht immer unfehlbar, son- dern sehr oft geradezu widersinnig und geschmacklos. So war z. B. der Küchenzettel auf Seite 148 des Bazar durchaus nicht fehlerlos; es wurde darin angerathen, im Mai und Juni frische Bienen und Aepfel zu kochen! wo wären diese im Frühling denn zu finden? Ebenso ist es ein Fehler bei einem einfachen Mittagessen von nur zwei Gängen, zwei Gerichte zu geben, die nicht zusammen passen; es wird Schnittlauchsauc zum Rindfleisch und Obstsauc zum Gieruchen vorgeschlagen. Zwei Saucen so schnell hinter- einander zu serviren, ist überhaupt schon ein Fehlgriff. Will man eine süße Sauc essen, so darf man nicht kurz vorher eine saure geben, sondern sen de ein passendes Gemüse oder auch nur saure Gurken — die es zu jede r Jahreszeit in Deutschland gibt — mit dem Rindfleisch zur Tafel. Als billi- ges Kochstück läßt sich letzteres übrigens auch nicht mehr anpreisen, es ist sehr theuer, dazu oft noch hart und ungenießbar. Für einen einfachen Tisch gebe man statt der kostspieligen Rindfleischbrühe lieber zuweilen eine Suppe von getrockneten Hülsenfrüchten, die fast ebenso nahrhaft als erstere und sehr viel billiger sind. Wenn sie gut gekocht und recht dünnflüssig durch- geschlagen werden, kann sogar Niemand schmecken, daß keine Fleischbrühe dazu verwendet wurde. Nachstehend soll ein Küchenzettel für den Sommer stehen, der gewiß billiger und wohlthätiger ist als der früher mitgetheilte. Sonntag: Ein Kalbsbraten, aus dem man alle Knochen gelöst und



Eine „Capanna“, Rohrhütte der Feldarbeiter in der Campagna.

Profile, aus Sulla's Zeit, die glücklichste Veredlung etruskischer Formen durch griechischen Geist zeigend, ist grazios und wohl- erhalten genug. Noch alle Säulen seiner Vorhalle, der Giebel und Architrave sind vollständig und verborgen in ihren For- men nicht ungünstig ionisirende und dorische Elemente. Er theilt das Schicksal vieler Tempel, an oder gar in welche christliche Kirchen geflickt worden sind — ihm angebaut ist die Pfarrkirche S. Pietro, die sich ein weiteres antikes Monu- ment, eine vortreffliche antike Marmor-Ura mit Medusenhaupt als Taufbecken dienstbar gemacht hat.

Als wir uns von der Area des Tempels des herrlichen Nides auf farbenprangende Ebene und groteske Steinmassen vollgejogen, rutschten und wateten wir, der Augenweide folgt leider keine für die Nase, wieder abwärts nach der Piazza S. Salvatore; der Haupttheil des dort befindlichen Dioskuren-

Mädchen in Zöpfen knapp, rund um den Kopf gelegt sind. Ohne die sonst üblichen Tücher tragen auch hier die Frauen Alles auf dem Kopf und sie bewegten sich mit den hier be- sonders groß und schön gesformten kupfernen Kannen leicht und schön schreitend die schwierigen Straßen auf- und ab- wärts.

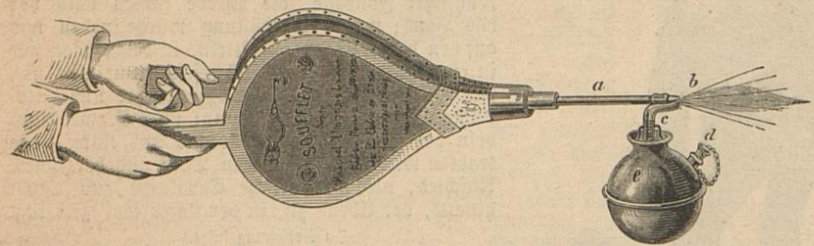
Wir schwiegen uns in unseres Gastfreundes Behausung zurück, seine Gattin hatte unterdessen für eine volle Tafel ge- sorgt und leistete uns durch ihre freundliche Person und mun- teres Geschwätz Gesellschaft, auch er sprach — wenigstens dem vortrefflichen Costoletta di majale, den Schinken und Würsten, besonders aber dem ganz vorzüglichen dreijährigen Cori- Weißwein zu, und goß uns eben so fleißig wie der mausfaule Jung Jochen immer und immer wieder die Gläser voll. Wir orientirten uns über die Ausflüge, die wir zu

Suppe mit Reis davon gekocht hat; dazu Kartoffeln, Kopfsalat und Brinellen- compot. Nachher einen Auflauf von feinem abgebranntem Mehl, der im Ofen mit dem Braten gleichzeitig gebacken wurde, also keine neue Feuerung kostete. Erbbeerer zum Nachtisch. Montag: Durchgeschlagene Linsensuppe mit Würst- chen in Scheiben geschnitten. Aufgewärmten Kalbsbraten und junge Mohr- rüben. Dienstag: Rindfleischsuppe mit Spargelstüchchen oder den Resten der gestrigen Mohrrüben und einigen Blättern feinem Suppengrün, wie Portu- lac, Esdragon, Sellerie. Das Fleisch mit Heringsauc und gebratenen Kartoffeln. Feine Gieruchen mit grünen Stachelbeeren. Mittwoch: Suppe von Lauben mit Reis und kleinen Semmeltlöchen; die Lauben ist man eben- falls zur Suppe. Junge Schoten mit Aufschnitt. Donnerstag: Suppe von Sauerrampf mit verlorenen Eiern, eine geschmorte Kalbsleber mit Salz- kartoffeln oder die Leber in Stücken gebraten und dazu gelben Erbsenbrei. Freitag: Von den Resten der gelben Erbsen eine dünne Suppe mit gebakter Peterflie. Gebratenen Hecht und Salzkartoffeln oder Aale mit Salat. Sonn- abend: Suppe von Rindfleisch, zum letzteren Würstinghohl und nachher ein Rüdging mit Weinsauc. Sonntag: Brodsuppe mit Korinthen. Kleebe da- nach; einen Hammelbraten mit Kartoffeln und Gurkenalat. Zum Nachtisch Obststüchchen, den man selbst baden kann, aber am billigsten beim Conditore bekommt. Montag: Kalbsfleischsuppe mit Reis, die besten Stücke sind zu

einem feinen Fricasseé zu verwenden, welches man mit den Tags vorher übrig gebliebenen Krebsen verzert und Krebsbutter darauflegt. Nachher aufgewärmter Braten und Kartoffeln mit Gurken. Dienstag: Bierjuppe, grüne Bohnen mit Hering, wobei stets die Besteck gewechselt werden müssen, nachher ein Kalbsfricandeau oder Hühnerbraten mit Kopfsalat. Mittwoch: Suppe von Hammelfleisch mit Cranpen. Ragout von dem Fleisch mit Rümmele oder Gurken, dazu Kalbsartoffeln, nachher ein Pudding mit Weintraum-fauce. Montag: Suppe von Rindfleisch, eine kalte Sauce von Eßig, Del, Senf und feinen Kräutern, Schnittlauch, Borage, Petersilie und Portulak. Blumentohl und kleine Kalbsfricandeau. Dienstag: Die Reste des Blumentohls in einer Kalbsfleischsuppe, aus Knochen, welche beim Schneiden der gestrigen Fricandeau übrig blieben. Klops mit Kalbsartoffeln, die Sehnen, welche aus dem Fleische geschabt wurden, helfen die Suppe kräftigen. Kleine Eierkuchen als Mehlspeise mit einem Zitronensaft überzogen. Mittwoch: Suppe von Hammelfleisch und Knochen. Hammelcotelette und Wachbohnen. Donnerstag: Suppe von einem alten Huhn à la reine bereitet, das Brustfleisch in der Suppe, das andere zu kleinen Kloben (sein gebackt) verbraucht, es läßt sich sonst nicht genießen. Ein Schmorbraten mit Kartoffeln und Gurken. Freitag: Suppe von gebacktem Rindfleisch, braun, mit Semmelscheiben oder Sago. Bander mit holländischer Sauce. Gebackene

Verlobungen im high-life. Der Roman des Lebens spielt sich zwischen den Heilen der Familiennachrichten unserer Zeitungen ab; die Namen aus der Gesellschaft erregen darunter das meiste Interesse, namentlich die Damenwelt liebt sie mit derselben Spannung wie eine Novelle. Es soll deshalb von Zeit zu Zeit eine Berichterstattung darüber in diesen Blättern abgedruckt werden. Zunächst hat sich eine große Anzahl junger Wittwen aus dem letzten Kriege verlobt: Gräfin Charlotte von Bessehlen mit Arthur von Blüh, einem Regimentskameraden ihres Gemahls; Lescher fiel in der mörderischen Schlacht bei Mars-la-Tour. Marie von Wolfradt geb. von Niassowski mit Rittmeister Georg von Gahl. Gräfin von Westary geb. von Grimm mit General a. D. von Barner. Elise von Donin geb. von Bonin mit Adolph von Puttkammer. Louise von Jechau geb. Günther mit Consistorialrath Taube. Adelaide von Wlaski geb. l'Abbate mit Major von Treuenfels. Folgende junge Mädchen wurden als Bräute angezeigt: Anna von Eichenhardt-Rothe mit Bernhard von Jastrou. Priscilla von Humboldt mit Fritz von Spies. Ertere ist eine Entelin des berühmten Wilhelm von Humboldt. Helene Fißlik, Pflanzgärtin und Nichte des Grafen Baubislin in Dresden, mit Wilhelm von Hildebrand. Margarethe Drake, Tochter des berühmten Bildhauers, mit Hauptmann Ott. Marianne von Nathusius mit Adolph von Lohs. Elly von Hahn mit Rittmeister Baron von Durant. Margarethe Rhees, Tochter eines Brauereidirectors, mit Max von Bode. Elsa von Radberg in Detmold mit Lieutenant von Toll. Clara von Vinde, jüngste Tochter des bekannten Oberpräsidenten von Westfalen, mit Freiherrn von Dungen in Neuwied. Marie Siegfried in Köln mit Regierungsrath von Stöck. Elisabeth von der Hagen mit dem Grafen Heßlich-Trübschler, welcher, wie man sich erinnern wird, vor einigen Jahren sich von ihrer älteren Schwester scheiden ließ. Amgard von Reden in Merseburg mit Lieutenant Conrad. Gabriele von Loos mit Landrath von Dallwitz. Sophie von Heppel in Kassel mit Hermann von Sedendorf-Gutend. Helene von Fischer-Benson in Schleswig mit Oberlehrer Carl Säger. Charlotte von Dindlage-Schulenburg in Esnastruck mit Hermann von Siedow. Marianne von Köbel in Dresden mit H. v. Waghorn. Elisabeth von Maßen in Dessau mit Oberlandesgerichtsrath Hachfeld. Wally von Vennemann, Tochter des früheren Oberpräsidenten in Bosen, mit Professor Ernst Meier in Halle. Marie v. Dollen mit Pastor Klaffen in Wesel. Catharine von Lenz mit Pastor Marquardt in Gotha. Helene von Randow mit Lieutenant Fied. Margarethe von Graberg mit August Otto. Frein von Bloth mit Walthar Fabricius. Kattina von Wedell-Jernitow mit Gutsbesitzer Weiß. Elsa Wöhler mit Hauptmann von Görne. Elsa von Bodenhausen mit Richard Boldt, Domänenpächter. Marie Ködlich mit Wilhelm von Clausewitz. Bertha Schnell mit Carl von Delius. Marie Polmann in Seest mit Hauptmann von Rudorf. Salscha Metzler in Frankfurt a. M. mit Friedrich Graf Schlippenbach.

der Mündung eines zweiten Messingrohres c derart gegenüber, daß beide Oeffnungen sich zur Hälfte bedecken. Der Luftstrom aus dem Rohre a saugt durch das Rohr c, dessen unteres Ende in ein feines Gefäß aus Messing e eintaucht, die in letzterem befindliche, zu zerstäubende Flüssigkeit in die Höhe und läßt sie bei b als allerfeinsten Staubregen austreten. Das Augenmerk befißt bei a eine Füllöffnung, und ist in eine am Rohre c befindliche Gabel eingehängt. Der ganze Apparat kostet 2 1/2 Thaler und ist im Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin, Hausvoigteiplatz 12, vorrätig. Die leichte Handhabung des Pariser Blasebalgs, und die nicht unbedeutende Kraft, mit welcher derselbe Flüssigkeiten zu zerstäuben vermag, befähigen ihn zu mancherlei Verwendungen. Einmal kann er zum Parfümiren oder zum Desinficiren der Luft in Schlaf- und Krankenzimmern dienen, ferner zum Sprengen zarter Blumen und Gewächse, sowie zur Vertilgung des auf letzteren befindlichen Ungeziefers, jedoch auch zum Zerstreuen von Krebse- und Fleischißzungen (durch Zerstäuben von Milch oder eines feinen Spirituslades über dieselben) und endlich zum gleichmäßigen Einsprengen zarter Wänder zc. von Seide und dergl., beim Plätten und Appretiren. Zum Reinigen der Zimmerluft bedient man sich am besten des Essigs, rein, oder mit etwa 1/100 Theil bester Carbonsäure und mit etwas Eau de Cologne verlegt (vortrefflich ist der von uns schon vor Jahren empfohlene Desinfectionseisig, käuflich beim Hoflieferanten J. C. F. Schwärze, Berlin, Leipzigerstr. 112), auch kann man den in allen Apotheken käuflichen aromatischen Essig (auch Bierwürdeessig genannt) für sich, oder ebenfalls mit etwa 1/100 Theil Carbonsäure verlegt zum Desinficiren benutzen. Zur Vertilgung von Mäusen und Blattläusen bedient man sich zweckmäßig eines Abkubes von Weizen- und Tabakblättern.



Blasebalg zum Verstäuben von Flüssigkeiten.

lange eingeweichte Zwiebäde und gekochte Aptrisolen oder Pflaumen. Donnerstag: Suppe von jungen Schoten mit Schwammkloben, nachher Kalbs- oder Schweinecotelette mit Kartoffelbrei oder Kalbsartoffeln. Freitag: Suppe von Kalbden Fisch nachher in einer Majonaise. Eine gefüllte gebratene Kalbsbrust mit Kartoffeln und gebackenen Pflaumen. Dies ist ein Gericht, welches auch als Fastenspeise gegessen werden kann, wegen des Füllfels. Katholiken dürfen nicht Fleisch und Fisch zusammen essen, wol aber jedes einzeln. Sonnabend: Gepökelte Ochsenzunge, von der Brühe eine Graupenjuppe bereitet, man gibt zu der Juppe irgend ein frisches Gemüse oder auch Macaroni. Sonntag: Eine Suppe von Besam mit Eier abgerührt und ebenfalls etwas Brühe von der gestrigen Pökelzunge dazugegeben. Von den Resten der Juppe ein braunes Ragout mit Pastetenrand, nachher gebratene junge Gans, die man schon im August haben kann, dazu Gurkenalat und geschmorter Krüchen. Sonnabend: Suppe vom Abfall an Sehnen und Knochen des Wildbratens zum Sonntag. Bratwurst mit Kartoffelbrei oder frische Pellkartoffeln und Krautalat. Sonntag: Suppe von getrockneten Bohnen mit den fein geschnittenen Bratwurstresten. Ein Wildbraten mit Compot von Sommeräpfeln und Kopfsalat. Kalte Schüssel von Aptrisolen in Gelée und kleine Saucen.

Es läßt sich ein solcher Küchenzettel ins Unendliche ausdehnen; geschickte Köchinnen oder solche, die es werden wollen, müssen immer ihr eigenes Ermessen dabei zu Rathe ziehen; wenn eine junge Köchin eine genaue Anweisung zur Bereitung eines Gerichtes wünscht, so soll ihr stets gewillfahrt werden. Eine Hausfrau, die nur ein geschriebenes Kochbuch besitzt.

Anflung des Rebus Seite 228.
„Dorfotoketen machen in Ermangelung des Fächers das Schnupftuch zum Feldzeichen der Galanterie.“

Correspondenz.
H. S. Dresden. Eine Abkochung von Coloquinten in welcher Jinkowitrid (auf 1 Liter Abkochung etwa 30 Gramm Jinkowitrid) aufgelöst ist, darf als wirksames Vertilgungsmittel der lästigen Wand- und Bettstattbewohner angesehen werden. Werden die Wände frisch getüncht, so wird eine solche Abkochung unter die Tünche gegeben.
Z. in New-York. 1. Um einschalten bringt man die Hautschuppen durch Waschen mit einer Eichenrinde-Abkochung fort. 2. Ein Mittel Augenwimpern wachsen zu lassen, gibt es nicht. 3. Wenn das Fernhalten der Hände von grober Arbeit und von Sonnenschein nicht hilft, dann pflegen auch alle Toilettkünste im Stiche zu lassen.

Notiz.
Durch Aufhebung der Zeitungs-Zsteuer sind wir endlich in der Lage, dem von Publicum oft und geäußerten Wunsche nach Annoncen nachzukommen. Wir versichern unsern geneigten Lesern, daß sie dadurch in keiner Weise verkiert werden sollen. Wir werden nur einen geringen Raum der Zeitung dafür reserviren und unsere verehrten Abonnentinnen durch Extra-Beilagen reichlich entschädigen.
Der Insertionspreis für die 5gespaltene Nonpareille-Zeile ist bei einer Auflage von 130,000 Exemplaren 20 Sgr. Alle Einsetzungen an die Administration des Bazar in Berlin, Cnke-Platz 4, S.W. Die Redaction.

Wirthschaftsplaundereien.

Pariser Blasebalg zum Verstäuben von Flüssigkeiten. Als Pendant zu dem auf Seite 132 d. Z. beschriebenen französischen Jümbblasebalg bringen wir heute die Abbildung eines ebenso praktischen und empfehlenswerthen Geräthes für Wohn-, Schlafzimmern und Garten. Es ist ein verbesserter Refractor, bei dem die Arbeit der Lunge von einem Blasebalg übernommen wird. Die Einrichtung des Apparates ist folgende: Die Mündung eines mit dem Blasebalg verbundenen Messingrohres a steht, wie beim Refractor,

Classisches Festgeschenk in vollendeter Ausstattung.
Bei H. Hofmann & Co. in Berlin, Kronenstraße 17, ersehen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ehret die Frauen.
Ein Bilder-Cyclus von E. Schulz in Düsseldorf. Mit Text von Rudolf Löwenstein. 30 große brillante ausgeführte Illustrationen im ganzen Format des Werkes und 30 kleinere Zeichnungen und Initialen nach Originalen von E. Schulz in Düsseldorf. Royal-Quart. Mit Titelbild in vorzüglich ausgeführtem Farbdruck. In illust. Umschlag gebunden. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.
In Prachtband mit kunstfertig ausgeführten Dedien in Farben- und Golddruck (englischer Original-Einband) und Goldschnitt. Preis 6 Thlr. 20 Sgr.
„Frauen-Liebe und Leben“, so schön sie Chamisso besungen hat, bleiben für den Poeten ein immer frischer, unerlöschlicher Quell, die wahre Hypothese; so weiß denn auch Rudolf Löwenstein, der geniale Dichter der „Kinderlieder“, mit neuem Seitenstück die Hörer zu bannen und zu rühren, und wenn uns das Herz voll ist, den Jungen von Ahnung, den Alten von Erinnerungen, legt uns der Maler ein Bild hin, das dem Hirn und der Gedanken und Empfindungen lieblichste Form und Gestalt gibt. Dem Dichter und Leidner, wie nicht minder den mit Druck, Holzschnitt zc. Betrauten gebührt unumwundenes Lob. Sie alle kamen in zarterer und schöner Weise dem unsterblichen Worte nach: „Ehret die Frauen.“

Eine Talle Kaffee
von vorzüglichem Geschmack und prachtvoller Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt, erzielt man, wenn man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit*) Otto C. Weber's Feigen-Kaffee zusetzt.
*) Von der Redaction des „Bazar“ in No. 14, Jahrgang 1874, rühmlichst empfohlen. — Preis à Pfund 10 Sgr. — Bei Abnahme von 5 Pfd. Ansendung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto C. Weber, Berlin S. O., Schmidtstraße 31. [12]

Zur bevorstehenden Herbstsaison
empfehlen wir die Neuheiten in- und ausländischer Stoffe in reichhaltigster Auswahl, sowie auch unsere Specialitäten sämmtlicher moderner Confections in unsern neuen zeitgemäß eingerichteten Localitäten
Werderstr. 10, 11, 12.
Mode-Bazar Gerson & Co.,
K. K. Hoflieferanten. [14]

Ostseebad Heiligendamm.
Ostseebad und klimatischer Sommerkurort ersten Ranges — Fashionable Villégiatur. Herrlicher Buhengrund unmittelbar an der See. Wohnungen durch Neubauten im großen Styl reichlich und in großer Auswahl disponibel. — Vorzüglichste Restauration. Doberaner und Privat-Bäder. Taubenschützen mit vollkommensten Einrichtungen während der ganzen Saison: 1. Juni bis 30. September. Großherzogliches Theater in Doberan, Reunions. Täglich Militärmusik. Eisenbahn bis Rostock, Telegraph während der Saison. 140 Zimmer in dem neubauten Kurhaus auf's eleganteste eingerichtet. In civilen Preisen. Preise taxirt.
Alle Arten Wollen — Mineralwasser — Warme Seebäder.
Preise, niedrige: vom 1. Juni bis 15. Juli und 1. September bis 30. September; Preise, volle: vom 15. Juli bis 1. September.
Ständiger Badearzt: Medicinalrath Dr. H. Kortum.
Die Verwaltung des Ostseebades Heiligendamm. [12]

Bazar de Voyage,
J. Demuth, Berlin, Schlossfreiheit 1.
Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaaren. Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

Lager aller Utensilien zu jeder Handarbeit.
LOUIS SCHÜLLER,
Berlin W., Leipzigerstrasse No. 6.
Nouveautés
in Knöpfen, Besätzen, Franzsen und Bijouterien.
Fabrikation aller Posamenten. [18]

Der Mailänd. Haarbalsam
von Carl Kreller, Chemiker in Nürnberg (seit mehr als 30 Jahren erprobt und bewährt) besorgt das Ausfallen der Haare vollständig und befördert den Haarruch in überraschender Weise. In Gl. à 9 u. 16 Sgr. zu beziehen von
Emil Karig, Berlin, Hausvoigteiplatz 9. [4]

B. Sommerfeld's
Tapietterie-Manufaktur en gros & en détail,
Berlin W., Leipzigerstr. 42, 1. Etage.
empfeht das größte Lager von angefangenen und fertigen Stickereien, sowie sämmtliche Materialien zu deren Anfertigung. [9]

H. Lisser Wwe,
Berlin, Jägerstr. 42,
empfeht
Corsets, Jupons, Courures
in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]
Vorgezeichnete Weiss-Waaren
empfeht die älteste und grösste Fabrik von
A. A. Reimann.
Prämirt Wien 1873. [15]
Berlin. — Charlottenstr. 82.

Heyls Künstler-Magazin
Adolph Heß.
Papierhandlung. Lager sämmtlicher Schreibmaterialien und Bureau-Artikel.
Depôt
deutscher, engl. u. franz. Aquarell-, Schreib- und Oel-, Tusch- u. Porzellanfarben. Zeichnen-Vorlagen.
Pinsel, Malerleinwand, Firnisse, Kreiden, Bleistifte, Tinten, Sieglacke, Oblaten etc.
Maschinen, Werkzeuge, Holzplatten etc. u. Laubsäge- u. Schnitz-Arbeiten.
Berlin W., Leipzigerstrasse No. 96. [10]

E. Cohn's Fabrik von eisernen Gartenmöbeln und Gartenrequisiten.
Der Unterszeichnete, welcher den verehrten Leserinnen des „Bazar“ seit längeren Jahren durch seine Maschinen und Apparate für den Haushalt bekannt ist, gestattet sich heute die Aufmerksamkeit derselben auf seine Fabrikate für die Sommerzeit und insbesondere für den Garten hinzulenken. — Neben einer überaus geschmackvollen und zum Theil ganz neuen Auswahl von Garten- und Balkonmöbeln, empfiehlt derselbe: Keltbänke und Tische, Gartenzelte, Rasenmäschmaschinen (in den feinen Nummern zur Benutzung für Damen besonders geeignet und empfehlenswerth), Gartenwalzen, Garten- und Treibhauspumpen verschiedenster Construction, Rasenprenger, Karrenleiter, Gartengeräthe für Kinder, vergoldete Blumentische, Gartenleuchter, Hängematten für den Garten u. s. w. Ferner für die Saison in großer Auswahl: Eiszschänke und Eismaschinen, luftdichte Einmachebüchsen, Wasserleitapparate, Dampfloeden und Dedel u. s. w. Mühlreife Preisbücher und Listen werden den verehrten Leserinnen des Bazar kostenfrei übersandt.
E. Cohn, Hoflieferant S. M. M. des Kaisers und der Kaiserin,
Berlin C., Hausvoigteiplatz No. 12. [13]

Namen und Schulmädchen
finden am 1. Okt. d. Z. billig Kost und Wohnung in
Deutschen Hülfs-Hause
in Berlin.
Näheres durch
Frau von Scheel
in Doberich bei Berlin, Station Seegefeld, Forstbende des Deutschen Hülfsbundes. [16]

H. V. Hövell, Hoflieferant,
Berlin 82a, Friedrichstrasse 82a, vis-à-vis der Passage,
Chocoladen- und Confitüren-Fabrik, empfiehlt die feinsten Dessert- und Reise-Confects, sowie franz. Bonbonnières in grosser Auswahl. [16]
Warnung vor Nachahmung.
Keine Sommerproffen, Sonnenbrand, gelbes Fleck mehr! Gesunden und frischen Teint wiederzugeben vermag nur das berühmte
Eau de Lys de LOHSE,
Schönheits-Lilien-Wilch,
erprobt und anerkannt von allen berühmten Doctoren, medizinischen Fakultäten, Damen und Herren, als das einzig bewährte Schönheitsmittel, welches Sommerproffen, Sonnenbrand, Kupferflöhe, gelbe Flecke, Flechten zc. unter Garantie entfernt, macht die Haut weich, geschmeidig und verleiht derselben ein jugendliches, frisches, gesundes Aussehen.
In Originalflaschen à 2 Thlr. und à 1 Thlr.
Lohse, Hoflieferant, Berlin, 46. Jägerstr. 46.
Wiederverkäufern angesehenen Rabatt. Genaue Preis-Concours gratis und franco. [17]

Schering's Grüne Apotheke.
Berlin N., Chausseestrasse 21.
Pepsin-Essenz nach Professor Dr. Liebreich. Diät. Mittel bei Appetitlosigkeit, schwachem und verdorbenem Magen. Fl. 15 und 20 Sgr. — Reines Malzextract (kein Bier!), bewährtes Hausmittel bei Husten und Heiserkeit. Fl. 7 1/2 Sgr. Malzextract mit Eisen, bei Blutarmuth etc., Fl. 10 Sgr.
Drogen, Chemikalien, Cosmetische Mittel. [13]